

Zeitschrift:	Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band:	34 (2013)
Rubrik:	Territoriale Strategien und multilokale Persistenz = Stratégies territoriales et persistence multilocale

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

II.

Territoriale Strategien und multilokale Persistenz Stratégies territoriales et persistence multilocale

Die strategische Orientierung der Kaffeehandelsfamilien ist die Basis für die Erfolgsgeschichte des Brancis. Sie war nicht nur auf die Produktion von Kaffee ausgerichtet, sondern auch auf den Handel mit Kaffee. Die Kaffeehandelsfamilien waren in der Produktion von Kaffee in Frankfurter Unternehmen sowie auch im Handelsmarkt tätig und haben so einen wichtigen Beitrag zu einer kontinuierlichen Position auf den Verbindungen zu unterschiedlichen örtlichen Komplexen der Prozesse. Sie erwarben hierzu eigene Ländereien im Bereich des Kaffeehandels in London, Hamburg und New York unter den Kaffeeplantagen zu Pachtanträgen. Multilokalität war eine wichtige Voraussetzung für den geschäftlichen Erfolg in der Branche. Es zählte zu einem unverzichtbaren Element der Ausbildung als Kaffeehandelsmann, nach längerer Aufenthalt in den Kaffeeproduzierenden Regionen zu absolvieren. Damit wurde nicht in Frankfurter Kreisen, sondern durch Multilokalität wichtige Ressourcen, welche sie in Krisenzeiten zurückgriffen. Sie konnten auf den finanziellen Rücken der Familien henderhalten, und gewesenen der Rechtsgründung 1871 eben die Unterstützung der deutschen Diplomatie. Außerdem verschaffte ihnen das Wissen um die europäischen Kaffeegegenseiten und Märkte häufig einen Vorsprung vor der spätkolonialen Konkurrenz. Multilokales Denken und die zentrale Bedeutung des internationalem Kaffemarktes zählten ebenfalls zum Geschäftstypus der Kaffee-Aktoren. Das multilokale Denken war dabei genauso wichtig wie die Fertigkeit wo Ort, um im Kaffeehandel zu bestehen, mussten die Kaufleute über die Entwicklungen in den Zentren des Kaffeehandels und in den wichtigsten Anbauregionen informiert sein. Sie pflegten ihre Handelsnetzwerke durch regelmäßige Aufenthalte in den Handelszentren und den Produktionsregionen. Wie hoch der Gewinn Möbeln war, ging von ihren materiellen Ressourcen ab. Die wohlhabendsten unter ihnen kamen häufig längere Monate in Deutschland und blickten sich nur in Spätzeiten auf den Flecken auf bzw. beschäftigten einen oder mehrere Verwalter. Für die weniger wohlhabenden Kaffee-Aktoren war eine regelmäßige Rückkehr nach Deutschland nicht möglich. Zwar hielten sie den Mythos einer späteren Rückkehr aufrecht, doch die Veränderungen des Heimatlandes veränderten sich. Über die Jahre hinweg entwickelten sie ein idealisiertes Bild, während die politischen und sozialen Veränderungen mit

Multilokal über Generationen? Deutsche Kaffeekaufleute in Zentralamerika, 1870–1970

Christiane Berth

Kaffee ist nicht nur ein begehrtes Genussmittel und Getränk, sondern vernetzt auch unterschiedliche Welten. Über den Kaffee entspannen sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts Handelsverbindungen zwischen Norddeutschland und Zentralamerika. Deutsche Kaufleute spielten eine wichtige Rolle in der Kaffeebranche Zentralamerikas. Sie waren in der Produktion, im Export, in Transportunternehmen sowie auch im Kreditgeschäft präsent und bauten in einigen Regionen eine dominante Position auf. Die Verbindungen zu unterschiedlichen Orten kennzeichnete ihre Existenz: Sie spannten ihre Netzwerke zwischen den Zentren des Kaffeehandels in London, Hamburg und New York sowie den Kaffeeanbaugebieten Lateinamerikas.

Multilokalität war eine wichtige Voraussetzung für den geschäftlichen Erfolg in der Branche: Es zählte zu einem unverzichtbaren Element der Ausbildung als Kaffeekaufmann, einen längeren Aufenthalt in den kaffeeproduzierenden Regionen zu absolvieren. Den Auswanderern in Zentralamerika verschaffte ihre Multilokalität wichtige Ressourcen, auf die sie in Krisenfällen zurückgriffen. Sie konnten auf den finanziellen Rückhalt der familiären Handelshäuser zählen und genossen seit der Reichsgründung 1871 auch die Unterstützung der deutschen Diplomaten. Außerdem verschaffte ihnen das Wissen um die europäischen Konsumgewohnheiten und Märkte häufig einen Vorteil vor der einheimischen Konkurrenz. Multilokales Denken und die genaue Beobachtung der internationalen Kaffeemarkte zählten ebenfalls zum Geschäftsalltag der Kaffee-Akteure. Das multilokale Denken war dabei genauso wichtig wie der Aufenthalt vor Ort. Um im Kaffeehandel zu bestehen, mussten die Kaufleute über die Entwicklungen in den Zentren des Kaffeehandels und in den wichtigsten Anbauregionen informiert sein. Sie pflegten ihre Handelsnetzwerke durch regelmäßige Aufenthalte in den Handelszentren und den Produktionsregionen. Wie hoch der Grad an Mobilität war, hing von ihren materiellen Ressourcen ab. Die wohlhabenderen unter ihnen lebten häufig mehrere Monate in Deutschland und hielten sich nur zu Erntezeiten auf den Fincas auf bzw. beschäftigten einen oder mehrere Verwalter. Für die weniger wohlhabenden Kaffee-Akteure war eine regelmäßige Rückkehr nach Deutschland nicht möglich. Zwar hielten sie den Mythos einer späteren Rückkehr aufrecht, doch die Vorstellungen des Heimatlandes veränderten sich: Über die Jahre hinweg entwickelten sie ein idealisiertes Bild, während die politischen und sozialen Veränderungen nur

noch eingeschränkt zur Kenntnis genommen wurden. Die Familien überlieferten die Auswanderungsgeschichten an die folgenden Generationen weiter. Diese Geschichten stellten einen wichtigen Bezugspunkt für die deutschen Nachfahr/innen dar, wobei sich mit wachsendem zeitlichem Abstand zahlreiche Mythen und Legenden um sie rankten.

Ich werde in meinem Aufsatz die Brüche und Kontinuitäten in der Multilokalität deutscher Kaffee-Kaufleute analysieren. Dabei nehme ich drei Zeitfenster und drei Generationen in den Blick: Die erste Generation wanderte zwischen 1850 und 1900 nach Zentralamerika aus und baute in diesem Zeitfenster ihre Handelsnetzwerke auf. Bei den deutschen Gemeinschaften in Zentralamerika handelte es sich um relativ kleine Gruppen von mehreren hundert bis tausend Personen, die sich schnell einen gesellschaftlichen Elitestatus aufbauten.¹ Die zweite Generation wurde zwischen 1900 und 1920 in Zentralamerika geboren. Sie erhielt Zuwachs durch die Neueinwanderer nach dem Ersten Weltkrieg und erlebte die Jahre der Weltwirtschaftskrise, den Aufstieg des Nationalsozialismus sowie die Internierungen und Enteignungen im Zweiten Weltkrieg. Bei der dritten Generation handelt es sich um die Enkel/innen der Einwanderer, die in den 1930er und 1940er Jahren aufwuchsen und die Geschäfte zwischen 1950 und 1980 übernahmen. In der *longue durée* zeigt sich, so meine These, dass die multilokalen Ausbildungswege in der Kaffeebranche über die Generationen erhalten bleiben konnten, andere Varianten der Multilokalität dagegen in der dritten oder vierten Einwanderer-generation in den Bereich der Erinnerung übergingen. Dies zeigt sich zum Beispiel an den sorgfältig geführten Familienarchiven und den vielfältigen Bezugnahmen auf die deutsche Herkunft in lebensgeschichtlichen Interviews mit deutschen Nachfahren.

Zeitfenster 1870–1918: Einwanderung und Konsolidierung der Handelsnetzwerke

Die ersten deutschen Kaufleute wanderten um 1850 nach Zentralamerika ein. Sie arbeiteten für Hamburger oder Bremer Handelshäuser und wurden durch den expandierenden Handel mit Kaffee, Kakao und Holz angezogen. Ihre multilokalen Ressourcen, wie etwa der gute Zugang zu Krediten, boten ihnen wichtige Vorteile vor der zentralamerikanischen Konkurrenz. Sie hielten die Verbindungen zwischen dem «Hier und Dort» durch Briefe und Reisen aufrecht. Reisen hatten da-

¹ Regina Wagner, *Los Alemanes en Guatemala 1828–1944*, 2., verbesserte und erweiterte Auflage, Guatemala-Stadt: Afanes, 1996; Christiane Berth, «La inmigración alemana en Costa Rica: migración, crisis y cambios entre 1920 y 1950 en entrevistas con descendientes alemanes», in: *Revista de Historia de América* 137 (2006) S. 9–31.

mals eine zweifache Funktion: Für Emigranten, die in Zentralamerika lebten, dienten sie dazu, den Kontakt ins Herkunftsland nicht abreissen zu lassen und die geschäftlichen Netzwerke zu pflegen. Die in Hamburg ansässigen Kaffee-Akteure hingegen informierten sich auf ihren Reisen über den Kaffee-Anbau, lernten die Produzenten persönlich kennen und sammelten Erfahrungen in der Branche.² Sie wie auch die Auswanderer brauchten für den geschäftlichen Erfolg gute Beziehungen zu den zentralamerikanischen Eliten. Diese bauten sie entweder über Heiratsallianzen auf oder über persönliche Freundschaften sowie Sitze in Aufsichtsräten. Das Eingehen von Heiratsallianzen war in Costa Rica sehr verbreitet. In Guatemala und Chiapas schotteten sich die deutschen Kaffee-Akteure dagegen stärker ab, was mit der unterschiedlichen ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung zusammenhangt. In Costa Rica trafen die deutschen Einwanderer auf eine sich selbst als weiss begreifende städtische Elite. Dagegen bestand in Guatemala die grosse Bevölkerungsmehrheit in den Kaffeeanbaugebieten aus indigenen Landarbeitern. Nur in den städtischen Zentren bauten die deutschen Einwanderer der ersten Generation über Heiratsallianzen Verbindungen zu einigen wichtigen Familien der guatemaltekischen Oligarchie auf.³ Über die Heiratsallianzen entstanden so multilokale Familien, die die Eliten miteinander vernetzten.

Multilokalität bot jedoch nicht nur Vorteile, sondern schuf auch Verwundbarkeiten: Verwundbarkeit entstand erstens durch die eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten. Besonders schwierig war der Spagat zwischen dem «Hier und Dort» für diejenigen, die ihre Karriere auf einer entlegenen Kaffeeefinca begannen. Sie konnten den Kontakt zu ihren Familien in Deutschland nur unter äussersten Schwierigkeiten aufrechterhalten und hatten oft über Monate wenig sozialen Austausch.⁴ Für die mitgereisten deutschen Frauen oder Verlobten war dies oft ein Grund, Zentralamerika vollständig den Rücken zu kehren oder in die Hauptstadt überzusiedeln. Dies betraf alle drei Generationen gleichermassen, auch wenn sich die Kommunikationsmöglichkeiten auf den abgelegenen Fincas im Laufe der Zeit verbesserten. In den 1930er Jahre hielten beispielsweise die ersten Radioapparate Einzug. Die sozialen Zusammenkünfte auf den Fincas waren stets wichtige Informationsquellen für geschäftliche Neuigkeiten, lokale Ereignisse und den jüngsten Klatsch aus der deutschen Gemeinschaft. So berichtete der Einwanderer Helmuth

2 Vgl. z.B. folgenden Reisebericht: Alphons B. Hanssen, *Wanderungen durch die Kaffee-Länder der Erde: Eine Weltreise in den Jahren 1896–98*, Hamburg: Verf., 1902.

3 Eugenio Herrera Balharry, *Los Alemanes y el estado cafetalero*, San José, Costa Rica: Ed. Univ. Estatal a Distancia EUNED, 1988, S. 141–151; Marta Elena Casaús Arzú, *Guatemala: Linaje y racismo*, 3., erweiterte und aktualisierte Ausgabe, Guatemala: F & G Editores, 2007, S. 124–151.

4 Helmuth Schmolck, *Welthandel selbst erlebt*, 2. Auflage, Heidelberg: Vowinkel, 1951, S. 88f; Adrian Rösch, *Allerlei aus der Alta Verapaz: Bilder aus dem deutschen Leben in Guatemala 1868–1930*, Stuttgart: Ausland und Heimat Verlag, 1934, S. 36f.

Schmolck⁵ direkt nach seiner Ankunft in Guatemala: «Immerhin lernte ich durch diese Unterhaltung gleich am ersten Abend das eine der beiden Themen kennen, um die sich auf den deutschen Kaffeefincas in Mittelamerika jedes Gespräch dreht: das Thema ‘Kaffeebau’. (Das zweite ist das Thema ‘Klatsch’).»⁶ Verwundbarkeit entstand zweitens aber auch durch den wachsenden wirtschaftlichen Einfluss. Seit Ende des 19. Jahrhunderts erregte die dominante Position der Deutschen in der Kaffeebranche Zentralamerikas Kritik. Die guatemaltekische Regierung erschwerte es deshalb deutschen Einwanderern, neue Plantagen zu erwerben. Außerdem legte sie ihnen bei der Anwerbung von Arbeitskräften Steine in den Weg.⁷

Der erste grosse Bruch für die multilokalen Lebensweisen erfolgte im Ersten Weltkrieg. Hatte die deutsche Staatsangehörigkeit bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts viele Vorteile geboten, änderte sich dies im Kontext der beiden Weltkriege. Die guten Beziehungen in der Gemeinschaft der europäischen Kaufleute gingen ihrem Ende entgegen, weshalb beispielsweise deutsche Einwanderer die Vertretungen englischer und französischer Firmen abgegeben mussten.⁸ Misstrauen und Ablehnung schlug ihnen nun entgegen. In Guatemala legte die Regierung gegen Ende des Krieges eine Schwarze Liste mit über siebzig deutschen Firmen und Plantagen an und untersagte den Handel mit den dort aufgeführten Unternehmen. Nach Kriegsende enteignete sie im Februar 1919 die betroffenen Einwanderer.⁹

In der Krisensituation gelang es diesen allerdings mit Erfolg, auf ihre multilokalen Ressourcen zurückzugreifen: Sie aktivierten ihre Netzwerke nach Hamburg, woraufhin die «Hamburger Vereinigung der Guatemala-Firmen» über verschiedene Kanäle erfolgreich Druck auf die guatemaltekische Regierung ausügte. Diese musste die Enteignung im Juni 1921 zurücknehmen.¹⁰ Die Hamburger Firma

5 Helmuth Schmolck absolvierte eine Lehre in einem Hamburger Im- und Exportgeschäft und wanderte anschliessend ca. 1910 nach Guatemala aus, da bereits zwei seiner Onkel in Mittelamerika lebten. Er arbeitete zunächst als Buchhalter auf einer Kaffeefinca und dann in einer Kaffee-Exportfirma. 1939 war er der Leiter der deutschen Zeitung in Guatemala und veröffentlichte auch in den 1950er Jahren verschiedene Artikel über Zentralamerika, vgl. Wagner, Los Alemanes en Guatemala 1828–1944, S. 367.

6 Schmolck, Welthandel selbst erlebt, S. 75.

7 Abschrift einer Eingabe der Gebrüder Oetling ans Auswärtige Amt, 17.10.1902. Senatskommission für die Reichs- und auswärtigen Angelegenheiten 1628, Staatsarchiv Hamburg (StaHH).

8 Kaiserliche Deutsche Gesandtschaft in Zentral-Amerika, 15.5.1916. Senatskommission für die Reichs- und auswärtigen Angelegenheiten 1628, StaHH.

9 Fred Rippy, «German Investments in Guatemala», in: *Journal of Business* XX (1947) S. 212–219; Thomas David Schoonover, *Germany in Central America: Competitive Imperialism, 1821–1929*, Tuscaloosa: University of Alabama Press, 1998, S. 154–172.

10 Protokoll der ersten vorbereitenden Sitzung der «Vereinigung der Guatemala-Firmen» am 19.04.1919; Mitglieder Liste der «Vereinigung der Guatemala-Firmen». Hp II 61, Bd. 2. Archiv der Handelskammer Bremen; Telegramm Wilhelm Erythropel an AA, 29.06.1921. R 79484, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin (PAAA).

Schlubach hisste als Symbol des Triumphs auf ihren Fincas in Guatemala die Hamburger Fahne – eine sehr plastische Illustration der Multilokalität.¹¹

Zeitfenster 1920–1941: Multilokale Sozialisation, Neueinwanderung und politische Konflikte

Die Söhne und Töchter der Einwanderergeneration wurden in Zentralamerika geboren, allerdings – so es die finanziellen Ressourcen erlaubten – häufig im schulpflichtigen Alter zur Ausbildung nach Deutschland geschickt. Ihre Sozialisation verlief also bereits an mehreren Orten, die Kommunikation über lange Distanzen gehörte zu ihrem Alltag. Nach Abschluss der Schule absolvierten sie meist eine Ausbildung in einem norddeutschen Handelshaus oder einer nordamerikanischen Bank, bevor sie nach Zentralamerika zurückkehrten, um die Familienunternehmen weiterzuführen. Zu diesem Zeitpunkt kehrten ihre Eltern häufig nach Deutschland zurück. Seit ihrer Emigration hatten die Angehörigen der ersten Generation oft von einer Rückkehr als erfolgreiche Geschäftsleute geträumt. Nicht zuletzt spielten dabei auch die Ängste vor einem Langzeitaufenthalt im tropischen Klima eine Rolle. Einige der Rückkehrer setzten sich in Deutschland als Konsuln für den weiteren Ausbau der Handelsbeziehungen ein – ein Amt, das ihnen zu sozialem Kapital, aber auch zu Insiderinformationen verhalf.

Der politische und wirtschaftliche Kontext der 1920er Jahre zeigte seine Auswirkungen auf die multilokalen Lebensweisen der Kaffee-Akteure. Aufgrund der innenpolitischen Krise in den ersten Jahren der Weimarer Republik emigrierte eine grösse Anzahl Deutsche ohne Startkapital in die Kaffeeanbaugebiete Zentralamerikas. In den Jahren der Weimarer Republik wanderten insgesamt mehr als 4300 Deutsche nach Zentralamerika und Mexiko aus.¹² Dies führte zu einer politischen und sozialen Differenzierung der deutschen Gemeinschaften, die in den folgenden Jahren für Konflikte sorgte. Deutlich zum Ausdruck kam dies in den Auseinandersetzungen rund um die Weltwirtschaftskrise und den Aufstieg des Nationalsozialismus. Für die im Ausland lebenden Deutschen gründete die NSDAP eine eigene Parteigliederung, die NSDAP-AO, die seit Beginn der 1930er Jahre Partei- gruppen in Zentralamerika aufbaute.¹³ Ihre Mitgliedschaft bestand vor allem aus

11 Schlubach, Thiemer & Co. Hamburg, *Schlubach, Sapper & Co. Guatemala, Ultramarine Corporation New York*, Glückstadt, Hamburg: Augustin, 1925.

12 Stefan Rinke, «Der letzte freie Kontinent: Deutsche Lateinamerikapolitik im Zeichen transnationaler Beziehungen, 1918–1933», in: Historamericana 1 (Stuttgart: Heinz, 1995) S. 293f.

13 Jürgen Müller, «Nationalsozialismus in Lateinamerika: Die Auslandsorganisation der NSDAP in Argentinien, Brasilien, Chile und Mexiko, 1931–1945», in: Historamericana 3 (Stuttgart: Heinz, 1997) S. 21–40; Max Paul Friedman, *Nazis and Good Neighbors: The United States Campaign against the Germans of Latin America in World War II*, Cambridge: Cambridge University Press, 2003, S. 22f.

Neueinwanderern und denjenigen, die den Ersten Weltkrieg in Deutschland miterlebt hatten.¹⁴ Als ein Beispiel kann Herbert Knöhr gelten, der 1891 in Costa Rica geboren wurde. Im Alter von sechs Jahren schickten ihn seine Eltern zum Schulbesuch nach Deutschland, wo er 1911 freiwillig in die Preussische Armee eintrat.¹⁵ Er nahm am Ersten Weltkrieg teil und kehrte 1919 nach Costa Rica zurück. Bereits 1924 hielt er anlässlich einer Gedenkveranstaltung für die Toten des Ersten Weltkrieges eine Rede mit dem Titel «Deutschland, Deutschland über alles ...».¹⁶ Herbert Knöhr trat im Juni 1932 der NSDAP-AO bei und wurde der erste Ortsgruppenleiter der Partei in Costa Rica.¹⁷

Die verbesserten Kommunikationswege erleichterten die Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie, denn selbst auf den entlegenen Kaffeeefincas liessen sich ab 1934 deutsche Radiosendungen empfangen.¹⁸ Vonseiten des NS-Regimes existierte der Wunsch, die multilokalen Kaffee-Akteure enger ans Regime zu binden und für seine aussenpolitischen Ziele zu instrumentalisieren. Dieser Plan stiess jedoch auf Widerstand, sei es aus politischen Gründen oder weil das radikale Auftreten der Parteimitglieder die Beziehungen zu den zentralamerikanischen Eliten beeinträchtigte. Willi Dieseldorf, Sohn des 1868 nach Guatemala ausgewanderten Erwin Paul Dieseldorf, äusserte sich in den 1930er Jahren offen kritisch gegen den Nationalsozialismus. Als er 1936 die Leitung des Familienunternehmens übernahm, entliess er alle nationalsozialistisch gesinnten Angestellten. Ausserdem bekannte er sich offen zu seiner jüdischen Herkunft, die auf den Urgrossvater zurückging, woraufhin ihm die deutsche Staatsangehörigkeit entzogen wurde.¹⁹ Die Beziehungen zwischen «Hier und Dort» wurden also seit den 1920er Jahren konfliktreicher, denn sie gerieten in den Strudel politischer und sozialer Umwälzungen auf beiden Seiten des Atlantiks.

Ein weiteres Beispiel für die multilokalen Lebensweisen deutscher Kaffee-Akteure ist der 1865 geborene Bremer Kaufmann Friedrich Köper. Der aus einer Bremer Handels- und Unternehmerfamilie stammende Köper war 1887 nach Guatemala ausgewandert, wo er noch im selben Jahr die Firma Köper y Cía gründete.

14 Diese Aussagen beruhen auf einer Auswertung der Mitgliedslisten der NSDAP-AO im Bundesarchiv Berlin. Vgl. Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde NS 9, S. 180–184. Die Daten wurden nach dem Krieg von amerikanischen Behörden auf der Basis deutscher Akten zusammengestellt.

15 Herbert Knöhr (Costa Rica), 11.02.1946. Records of the Special War Problems Division, Name Files of Enemy Aliens, 1942–1948, Box 42. RG 59 National Archives, Washington, D.C.

16 Deutscher Verein Costa Rica, 29.08.1924. Costa Rica, Classified Records 1945, Box 38. RG 84 National Archives, Washington, D.C.

17 NSDAP Ortskartei, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde.

18 Rinke, Der letzte freie Kontinent, S. 402–411; Wagner, Los Alemanes en Guatemala 1828–1944, S. 353f.

19 Guillermo Nañez Falcón, *Erwin Paul Dieseldorf, German entrepreneur in the Alta Verapaz of Guatemala, 1889–1937*, PhD diss., Tulane University, 1970, S. 429f.

Die Im- und Exportfirma spezialisierte sich zunächst auf den Handel mit Textilien und Gebrauchsgegenständen. 1908 entschloss sich Friedrich Köper nach Deutschland zurückzukehren und überliess die Leitung des Geschäfts in Guatemala seinem Partner Wilhelm Lottmann, kehrte in den folgenden Jahren jedoch sehr häufig für mehrere Monate nach Guatemala zurück.²⁰ Der im Staatsarchiv Bremen überlieferte Briefwechsel zwischen den beiden Geschäftspartnern zeigt deutlich, wie wichtig das multilokale Denken für die Kaffee-Akteure war. Köper und Lottmann schrieben sich ungefähr einmal pro Woche und versuchten sich über die Entwicklungen auf beiden Seiten des Atlantiks auf dem Laufenden zu halten. Friedrich Köper zog in den Jahren der Weltwirtschaftskrise zahlreiche Parallelen zwischen der Situation in Deutschland und in Guatemala. 1928 emigrierte Köpers Sohn Fritz ebenfalls nach Guatemala und begann im väterlichen Unternehmen zu arbeiten. Die Firma stieg erst auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise in den Kaffeehandel ein und erwarb 1934 eine eigene Kaffeeefinca in der Region Chimaltenango. Sich in den krisenreichen Jahren im Kaffeegeschäft zu etablieren, war schwierig, doch die Köpers nutzten geschickt ihre multilokalen Ressourcen. Friedrich Köper hielt seinen Sohn dazu an, die Beziehungen zu den guatemaltekischen Eliten zu pflegen.²¹ Wilhelm Lottmann dagegen verfügte über sehr gute Kontakte zum deutschen Gesandten in Guatemala, mit dem er einmal wöchentlich Golf spielte.²² Friedrich Köper selbst versuchte in den 1930er Jahren die neuen politischen Verhältnisse für seine Firma zu nutzen, indem er gute Kontakte zu den NS-Regierungsstellen aufbaute. In diesen Jahren reiste er regelmäßig nach Berlin, um die Position der Firma bei den Zuteilungen von Askimark²³ zu vertreten. Dabei versuchte er geschickt, die Spannungen zwischen Hamburger und Bremer Kaffeekreisen für sich auszunutzen. Allerdings musste er hinnehmen, dass die Askimark-Verteilung in Guatemala über ein Konsortium aus vier Konkurrenzfirmen abgewickelt wurde.²⁴ Trotzdem verzehnfachten sich von 1933 bis 1935 die Kaffee-

20 Wagner, Los Alemanes en Guatemala 1828–1944, S. 131–134; Lebenslauf Friedrich Köper, 20.04.1942. 7,13. Staatsarchiv Bremen.

21 Friedrich Köper an Fritz Köper, 30.07.1928. 7,13 Staatsarchiv Bremen.

22 Wilhelm Lottmann an Friedrich Köper, 16.12.1931. Geschäftskorrespondenz. 7,13 Staatsarchiv Bremen.

23 Wichtiger Bestandteil der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik war die Einführung eines neuen Zahlungssystems, der sogenannten Ausländersonderkonten für den Inlandszahlungsverkehr (kurz: Aski). Alle Firmen, die Waren nach Deutschland importierten, erhielten ihre Zahlung in Askimark und mussten ihre Geschäfte über die bei deutschen Devisenbanken eingerichteten Askikonten abwickeln. Michael Ebi, *Export um jeden Preis: Die deutsche Exportförderung von 1932 – 1938*, Stuttgart: Steiner, 2004, S. 187f. In Guatemala vergab die deutsche Regierung nach 1938 nur noch Kontingente an vier Firmen, wogegen Köper mehrfach protestierte.

24 Friedrich Köper: Privat, 19.01.1938. 7,13 Staatsarchiv Bremen.

Importe der Firma,²⁵ und bis zur Ernte 1936/37 hatte es die Firma geschafft, an die neunte Stelle der deutschen Kaffee-Exporteure in Guatemala aufzusteigen.²⁶

Auch anderen Kaffee-Akteuren bot der Verweis auf die Parteimitgliedschaft oder das Engagement im Sinne der deutschen Sache bessere Geschäftsmöglichkeiten. Bereits seit 1931 hatte die Reichsregierung den Kaffeehandel umstrukturiert. Die Kaffehändler mussten Anträge auf bestimmte Devisenkontingente einreichen, die seit 1934 der Reichskommissar für Aus- und Einfuhrbewilligungen und die zuständige Devisenstelle genehmigten.²⁷ Herbert Knöhr, der lokale Askimark-Verantwortliche und NSDAP-Ortsgruppenleiter in Costa Rica, schaffte es durch seine guten Beziehungen zum NS-Regime, seinen Anteil an den Kaffee-Exporten in den 1930er Jahren um 94 Prozent zu steigern.²⁸ Die USA begannen in den 1930er Jahren, den wachsenden wirtschaftlichen Einfluss der Deutschen in der Region besorgt zu überwachen. Die US-Konsulate lieferten detaillierte Berichte über den Kaffeehandel und das System der Askimark ab. Im Vorfeld des Kriegsbeginns wuchs die Befürchtung, die deutschen Einwanderinnen und Einwanderer könnten im Falle einer deutschen Invasion eine sogenannte «Fünfte Kolonne» bilden und die deutschen Truppen unterstützen. Die USA überschätzten die reale Gefahr und wollten gleichzeitig den wirtschaftlichen Einfluss der deutschen Einwanderer begrenzen. Vor diesem Hintergrund entwickelten sie nach Kriegsbeginn eine Strategie, um die deutschen Einwanderer wirtschaftlich und politisch zu isolieren. Der erste Schritt bestand darin, Schwarze Listen aufzustellen, um die deutschen Firmen und Fincas vom Handel auszuschliessen. In einem zweiten Schritt übten die USA Druck auf die lateinamerikanischen Regierungen aus, die Vermögen der deutschen Einwanderer und Einwanderinnen zu kontrollieren, diese zu internieren und später zu enteignen. Insgesamt internierten die USA während des Zweiten Weltkrieges über 4000 in Lateinamerika lebende Deutsche.²⁹ Insofern erfolgte in diesen Jahren ein entscheidender Bruch für die multilokalen Strukturen der deutschen Kaffee-Akteure. Ein grosser Teil von ihnen verbrachte die Jahre des Krieges in US-amerikanischen Internierungslagern bzw. wurde nach Deutschland repatriiert.

Was bedeutete das für die multilokalen Lebensweisen der deutschen Kaffee-Akteure? Erstens konnten sie sich nicht mehr ungehindert zwischen den Kontinen-

25 1933 hatte die Firma 609 Sack eingeführt, 1935 waren es 6200 Sack. Vgl. Friedrich Köper an den Verein der am Kaffeehandel beteiligten Firmen in Bremen e.V., 12.05.1934. W II 18c, Archiv der Handelskammer Bremen.

26 Revista Agrícola, Guatemala, März 1938, S. 179. Sie exportierten 11,097 Quintales im Wert von 119,253.37 Quetzales. In der Liste sind insgesamt 71 deutsche Kaffee-Exporteure aufgeführt.

27 RWM an AA, 13.06.1934. R 2/58710 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde.

28 *Anuario Estadístico de Costa Rica*, hrsg. von der Dirección General de Estadística (1933–1939).

29 Friedman, Nazis and Good Neighbors. Dabei übte die US-amerikanische Regierung zuerst Druck auf die zentralamerikanischen Regierungen aus, die Deutschen gefangen zu nehmen. Aus den jeweiligen lokalen Internierungslagern wurden sie dann in die USA überführt.

ten bewegen. Ihre Korrespondenz unterlag strenger Überwachung bzw. riss im weiteren Verlauf des Krieges vollständig ab. Ihre Geschäfte waren grösstenteils unter staatliche Kontrolle gestellt, so dass sie über ihr Vermögen nicht mehr frei verfügen konnten.

Es lassen sich drei Gruppen identifizieren, die aufgrund ihrer Integrationswege und ihrer politischen Einstellungen nicht von der Internierungs- und Enteignungspolitik betroffen waren. Die erste Gruppe bestand aus Familien, die über enge familiäre Verbindungen zu den zentralamerikanischen Eliten verfügten. Viele von ihnen waren bereits im 19. Jahrhundert eingewandert und fest in die lokalen Eliten integriert. Die zweite Gruppe umfasste die überzeugten Gegner/innen des Nationalsozialismus. Die dritte Gruppe bestand aus Menschen mit engen geschäftlichen oder familiären Verbindungen in die USA. Auch eine Aufgabe der deutschen Staatsangehörigkeit konnte sich als nützlich erweisen, war aber nicht in jedem Fall zweckdienlich.

Zeitfenster 1945–1960: Rückkehr und Umstrukturierung

der multilokalen Beziehungen

Von 1941 bis 1960 können wir eine Neustrukturierung der multilokalen Beziehungen der deutschen Kaffee-Akteure beobachten. Sie versuchten seit 1945 nach Zentralamerika zurückzukehren, sahen sich dabei aber mit heftigem Gegenwind vonseiten der USA konfrontiert. Um ihr Anliegen durchzusetzen, griffen die Akteure auf multilokale Ressourcen und lokale Netzwerke zurück. Einige der deutschen Kaffee-Akteure strebten vor US-amerikanischen Gerichten Prozesse an, um die Unrechtmässigkeit der Internierungen zu beweisen. Nachdem ein deutscher Einwanderer aus Costa Rica damit erfolgreich gewesen war, musste das State Department 1947 nachgeben.³⁰ Andere Akteure verliessen sich stärker auf ihre lokalen Verbindungen. So entstand zum Beispiel in Costa Rica in den Nachkriegsjahren eine Kampagne deutscher Familien, die die Wiedereinreise ihrer Verwandten forderte und dabei breite gesellschaftliche Unterstützung erhielt.³¹

Nach der Wiedereinreise stellte sich als nächstes Problem das Wiedererlangen des enteigneten Besitzes. Viele der Rückkehrer und Rückkehrerinnen schlügen sich in den Nachkriegsjahren mit Gelegenheitsjobs durch, während sie Himmel und Erde in Bewegung setzten, um die Enteignungen rückgängig zu machen. Was die multilokalen Ressourcen angeht, zeigt sich hier ein ähnliches Bild wie nach

30 *Ibid.*, S. 226f.

31 Petition an den amerikanischen Botschafter in San José, 23.08.1945. Country Memorandum Costa Rica, 10.05.1945. Costa Rica, Classified Records, Box 38. RG 84 National Archives, Washington, D.C.

dem Ersten Weltkrieg. Eine Gruppe von Kaffee-Akteuren suchte in der Krise den Weg nach Norddeutschland und zum Auswärtigen Amt, wie etwa eine Gruppe von Deutschen aus Guatemala, die 1951 eine Petition mit dem Titel «Sein oder Nicht-sein» verfassten, um auf ihre Lage aufmerksam zu machen.³² Welche Netzwerke auf lokaler Ebene eingesetzt wurden, hing stark von den politischen Begleitumständen ab. Der costaricanische Präsident José Figueres zum Beispiel hatte enge persönliche Beziehungen zu einigen deutschen Familien und zeigte sich für deren Anliegen offen. In Guatemala hingegen gelang es nach 1954 trotz Zahlung grosser Bestechungssummen nur selten, bei den korrupten Militärs etwas zu erreichen. Viele der deutschen Kaffee-Akteure legten in den Nachkriegsjahren die deutsche Staatsangehörigkeit ab, sprachen in der Öffentlichkeit weniger deutsch und versuchten sich wieder stärker in die zentralamerikanischen Gesellschaften zu integrieren. In diesen schwierigen Übergangsjahren wuchs die dritte Generation der Kaffee-Akteure heran. Sie hatten NS-Zeit und Krieg als Kinder und Jugendliche erlebt, einige Jahre ausserhalb Zentralamerikas verbracht und kehrten mit ihren Familien in der Nachkriegszeit zurück. In den 1960er und 1970er Jahren fand in vielen der Familienunternehmen der Generationswechsel statt. Einige Unternehmen verabschiedeten sich angesichts der Krisen ganz aus dem Kaffeesektor. Durch die wachsende internationale Regulierung des Kaffeehandels entwickelte sich die Mitarbeit in internationalen Gremien zu einer weiteren Facette der Multilokalität.

Fazit

Abschliessend werde ich der Frage nachgehen, welche Elemente der Multilokalität sich über die verschiedenen Generationen erhalten haben und welche Elemente verlorengegangen. Erstens wurde der Rückgriff auf die deutschen Diplomaten im Laufe der Zeit seltener. In den 1950er Jahren begriffen nur noch wenige Familien die bundesdeutschen Diplomaten als ihre Anlaufstelle. Zweitens lockerten sich die Verbindungen nach Hamburg und Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese Entwicklung lässt sich auf die abnehmende Bedeutung der norddeutschen Hafenstädte als Markt für die zentralamerikanischen Kaffees zurückführen. Was die Verbindungen ins Herkunftsland angeht, existiert eine grosse Bandbreite an unterschiedlichen Varianten. In einigen Fällen sind die Fäden komplett abgerissen: Die deutsche Sprache ist verlorengegangen, und es existieren weder familiäre noch geschäftliche Verbindungen. In anderen Fällen gibt es engere familiäre oder ge-

32 Niederschrift der Deutschen in Guatemala, 23.10.1951, vom Hilfswerk der Evangelischen Kirche ans AA übersandt. B 11/1321, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin.

schäftliche Beziehungen nach Deutschland sowie eine Anbindungen an die deutschen Institutionen in Zentralamerika.

Gemeinsam ist allen Varianten, dass die Multilokalität in der dritten oder vierten Generation in den Bereich der Erinnerung übergeht. Dies lässt sich unter anderem an sorgsam gepflegten Familienarchiven, entsprechenden Publikationen und den von mir geführten Interviews ablesen. Das Prestige der deutschen Herkunft verleiht den deutschen Nachfahren in den zentralamerikanischen Gesellschaften soziales Kapital. Geblieben sind die multilokalen Ausbildungswege in der Branche. Immer noch schicken die Nachfahren der deutschen Kaffee-Akteure ihre Söhne für eine Zeitlang in eine Hamburger oder Bremer Kaffefirma, dagegen ist die Ausbildung in einer deutschen Schule nicht mehr selbstverständlich. Es lässt sich eine stärkere Orientierung auf ein Studium in den USA beobachten, dem häufig eine Ausbildung in einer englischsprachigen Privatschule vorausgeht. In den Zeiten der modernen Kommunikationstechnologien ist es nicht mehr so wichtig wie zuvor, vor Ort zu sein. Nachrichten über Kaffeepreise und die Entwicklung der Ernten sind jederzeit und fast allerorts zu erhalten. Das «Hier und Dort» lässt sich inzwischen einfacher zusammenbringen.

Ressource et distinction. Une multilocalité élitaire et notabliaire (Rhône, 1800–1830)

Gabriel Garrote

L’inscription territoriale constitue une clé de lecture de la diversité du groupe notabliaire.¹ L’étude de la notabilité rhodanienne² fait ressortir trois profils spatiaux multilocalisés. Se côtoient, d’une part, ancrages territoriaux multiples, ancrages locaux, source de rayonnement supra local, et enracinements circonscrits ouvrant les portes des instances de représentation des territoires au sein desquelles ils s’inscrivent. Ces formes de multilocalité³ ouvrent, d’autre part, sur des pratiques multilocales variées telles que la multipositionnalité institutionnelle,⁴ l’habiter polytopique, qui suppose une présence effective et une participation à la vie locale, une multirésidentialité ou la simple possession d’un patrimoine dispersé.⁵ Au croisement de ces pratiques et de ces formes de multilocalité se dessine une spatialité institutionnelle, géographique et sociale multiple, substrat de la notabilité et/ou facteur de distinction élitaire.⁶ Pour être effective, cette spatialité doit abolir la distance inhérente à l’ancrage multiple et remédier à l’impossible ubiquité. Or, exercer une influence sur la marche des affaires ou la population permet de pallier l’absence par une présence symbolique tangible. Cette influence s’appuie sur l’alliance intime d’un nom et d’une terre, des propriétés étendues ou la direction d’une administration ou d’une entreprise pourvoyeuse d’emplois. Leur gestion, celle des relations humaines qu’elles supposent, appelle toutefois l’intervention de représentants – parents, amis, subalternes. Présence réelle et présence symbolique, loin de s’opposer, constituent ainsi deux facettes d’une pratique multilocale, l’une directe, l’autre médiate.

1 La notion de notable est précisée ci-après en introduction.

2 La démonstration s’appuie sur l’étude des conseillers généraux et d’arrondissement, nommés par l’administration, et les députés élus, ainsi que les candidats malheureux à ses places, soit deux cent vingt-quatre individus.

3 Nous utiliserons indifféremment les termes de «multilocalité» et de «polytopie», l’un relevant plutôt du champ de la sociologie, l’autre, de la géographie.

4 Luc Boltanski, «L’espace positionnel: multiplicité des positions institutionnelles et habitus de classe», *Revue française de sociologie* 1 (1973) pp. 326.

5 Ce dernier, à la différence du précédent, n’induit pas la possession d’un domicile et sa fréquentation occasionnelle.

6 Par élites, nous désignons les groupes sociaux caractérisés par leur prestige, qui repose sur une prééminence économique, sociale et/ou culturelle, pouvant se poser comme modèle(s) aux yeux des autres groupes.

La multiplicité des ancrages amène à franchir distances et frontières. De ce franchissement émerge la figure du «passeur d'espaces»⁷ et, avec elle, celle d'intermédiaire entre ville et campagne, entre population et administration, qui fonde le rôle du notable.⁸ La multiplicité des ancrages peut également s'inscrire dans des stratégies élitaires de différenciation et d'ascension sociale. La polytopie est dispersion de soi, et nécessite temps et argent. La capacité à surmonter les désagréments distinguerait les groupes élitaires du premier 19^e siècle qui parviennent à muer l'espace en ressource sociale. Si le capital économique joue un rôle important, il ne constitue qu'un des facteurs explicatifs de la faculté à faire sien ce mode de vie. Cette dernière se nourrit également de traditions nobiliaires et d'héritages familiaux, qui questionnent le rôle de la lignée et le poids de l'origine sociale. Socle de la noblesse, la multilocalité se décline sous une kyrielle de formes et pratiques dont quelques-unes sont accessibles seulement à une élite, qui seule en domine les revers, ou s'insèrent dans des stratégies de ségrégation et de maintien d'ascendant social.

Un marqueur nobiliaire

La double origine de la noblesse rhodanienne

En 1789, les nobles de la généralité de Lyon⁹ se constituent en assemblées pour élire leurs représentants aux Etats généraux. Ces assemblées se composent de familles le plus souvent enrichies dans le négoce lyonnais et récemment anoblies grâce à l'exercice de magistratures lyonnaises. Derrière l'apparente unité géographique (Lyon) et institutionnelle (charges locales) se révèle un processus d'anoblissement multilocalisé dual. En effet, sous l'Ancien Régime, une fois anobli, un lignage ne se détourne de la gouvernance de la ville qu'après deux ou trois générations, une fois sa position affermie.¹⁰ Parallèlement, l'assimilation à l'ancienne noblesse était favorisée par l'adoption d'un mode de vie seigneurial et l'achat d'un fief rural. L'aristocratie rhodanienne du premier 19^e siècle procède de la ville, à laquelle elle doit son ascension, autant que du rural, qui couronne son nouveau statut. Partagée entre ville et campagne, elle se distingue par sa faculté à passer de

7 Stéphanie Lima, «Le dépassement des territoires, bâtisseurs et passeurs d'espaces», in: *Territoires, territorialité, territorialisation, Controverses et perspectives*, dir. par Martin Vanier, Rennes: PUR, 2009, pp. 167–173.

8 Louis Bergeron et Guy Chaussinand-Nogaret (dir.), *Grands notables du Premier Empire*, vol. 1, Paris: Editions du CNRS, 1978, p. X.

9 Division administrative, la généralité de Lyon comprenait le Forez, le Lyonnais et le Beaujolais. Supprimée, elle donne naissance au département du Rhône (1793), constitué des arrondissements de Lyon et Villefranche, ci-devant Lyonnais et Beaujolais.

10 Maurice Garden, *Lyon et les Lyonnais au 18^e siècle*, Paris: Les Belles Lettres, 1970, p. 390.

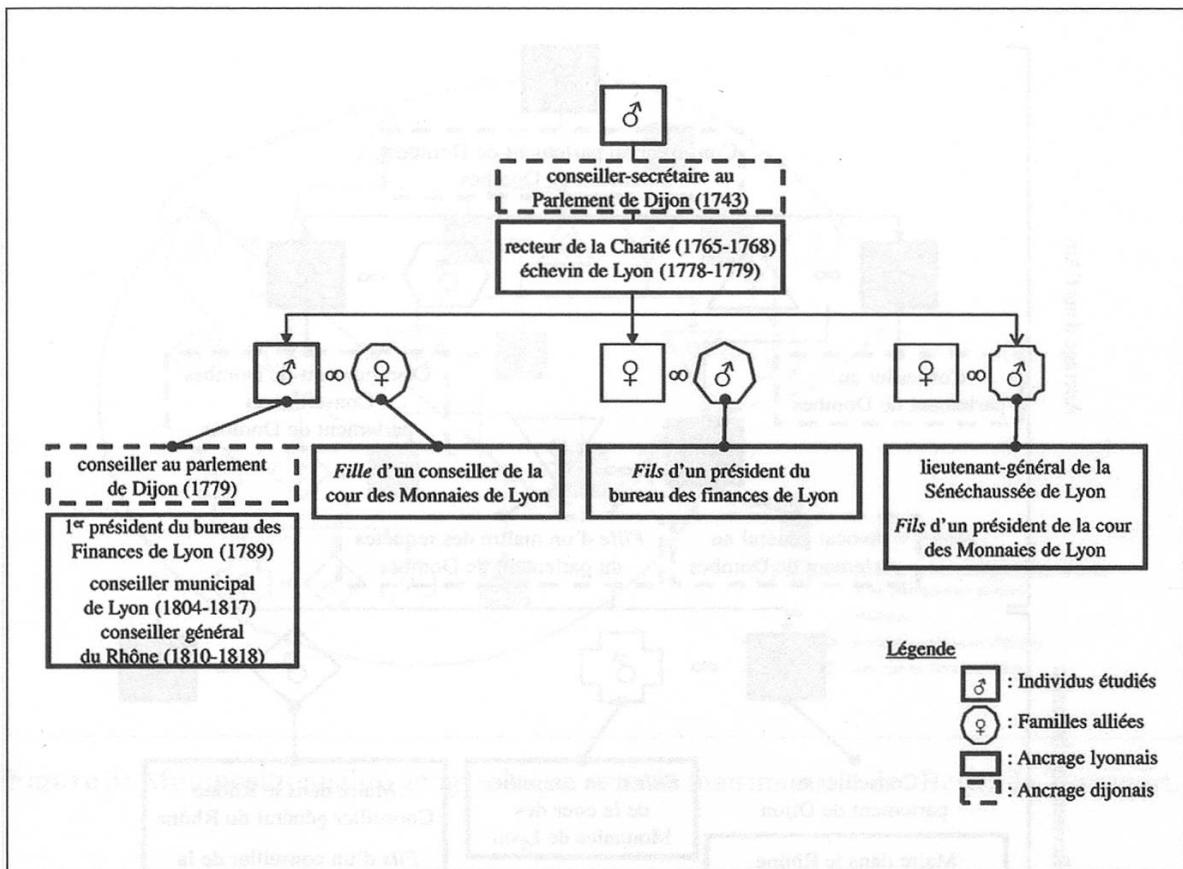


Figure 1: Anchage institutionnel dual et alliances rhodaniennes des Boulard de Gatelier.

l'une à l'autre, à s'adapter aux rythmes et modes de vie propre à chacune, et à tirer profit des ressources propres à chaque espace. La dualité ville/campagne n'épuise cependant pas la multilocalité nobiliaire qui tient également à une multipositionnalité institutionnelle.

La plus ancienne et la plus éminente cour souveraine d'Ancien Régime, le parlement,¹¹ avait été interdite à Lyon afin de ne pas détourner le négoce de son activité. A ses côtés, les instances lyonnaises font figure de parents pauvres se disputant une piètre préséance. Aussi, sans délaisser les magistratures lyonnaises, quelques familles siègent-elles aux parlements de Dijon et de Dombes, juridictions limitrophes de la généralité de Lyon. Sans s'y établir tout à fait, elles y acquièrent des biens immeubles, s'insèrent dans les réseaux locaux et y contractent parfois des alliances. Simon-Claude Boulard de Gatelier (1713–?) et son fils François (1759–1827) siègent ainsi l'un et l'autre au parlement de Dijon et à la tête des insti-

11 Les parlements jugeaient en dernier ressort les affaires civiles et criminelles, et avaient des compétences administratives et des pouvoirs de police.

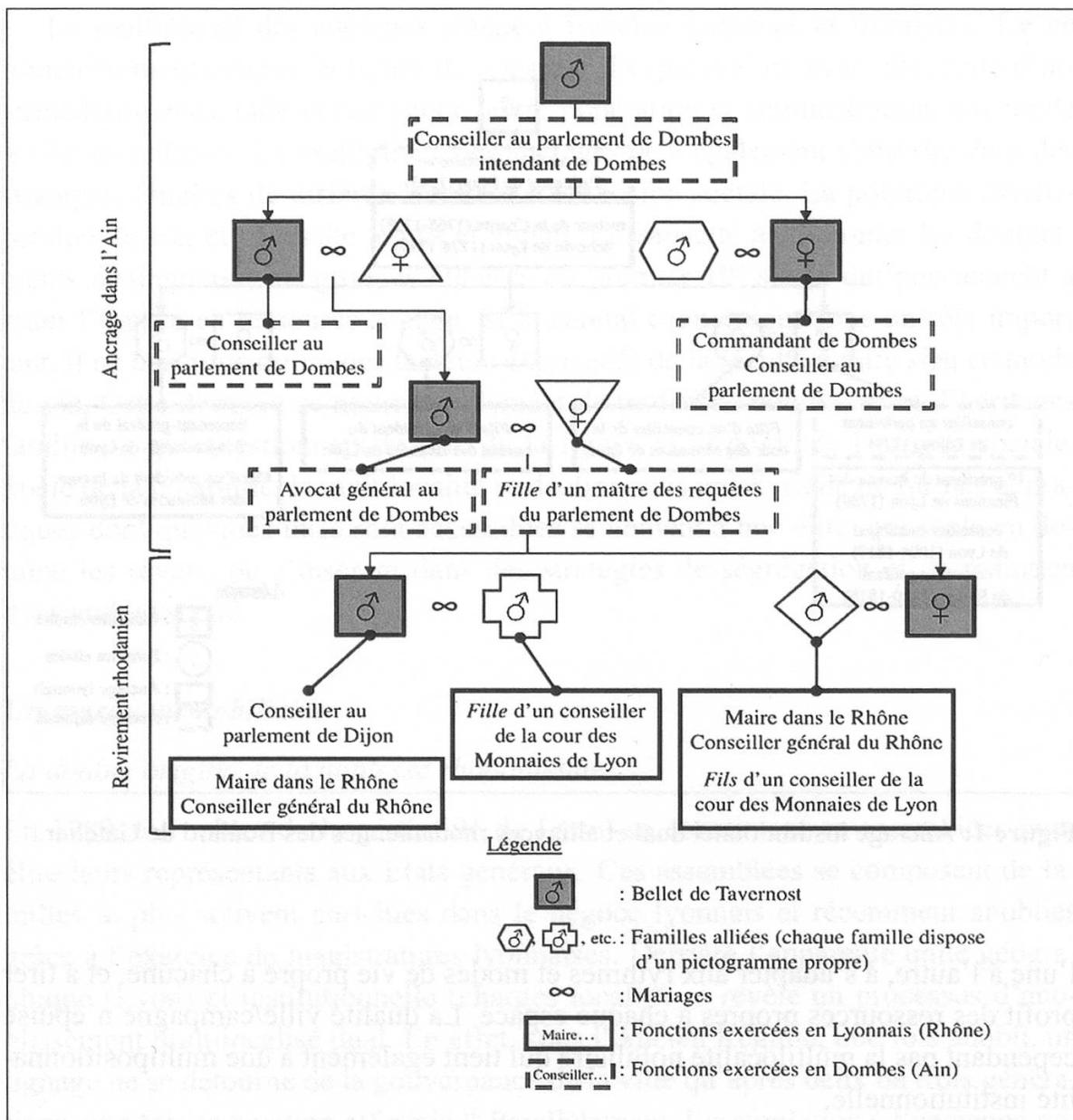


Figure 2: Revirement spatial de la branche ainée des Bellet de Tavernost.

tutions lyonnaises. Pourtant, loin de se disperser, la lignée met à profit l'expérience et le prestige que lui apportent les offices dijonnais pour accéder aux postes clés de la ville de Lyon et affirmer ainsi dans la cité un rang que viennent affirmer les alliances qu'elle y contracte (fig. 1). A la différence des précédents, les Bellet de Tavernost semblent rompre avec Lyon au profit de la Dombes¹² où ils demeurent,

Paul Bellet de Tavernost, 1708, p. 2.
12 Un autre élément à prendre en compte est le rôle de la femme dans le fonctionnement familial. Elle joue souvent un rôle prépondérant dans les stratégies d'alliance et de maintien de l'autonomie familiale. Les femmes peuvent également exercer des fonctions politiques ou économiques au sein de leur famille et de leur communauté.

12 La Dombes correspond aujourd'hui au département de l'Ain.

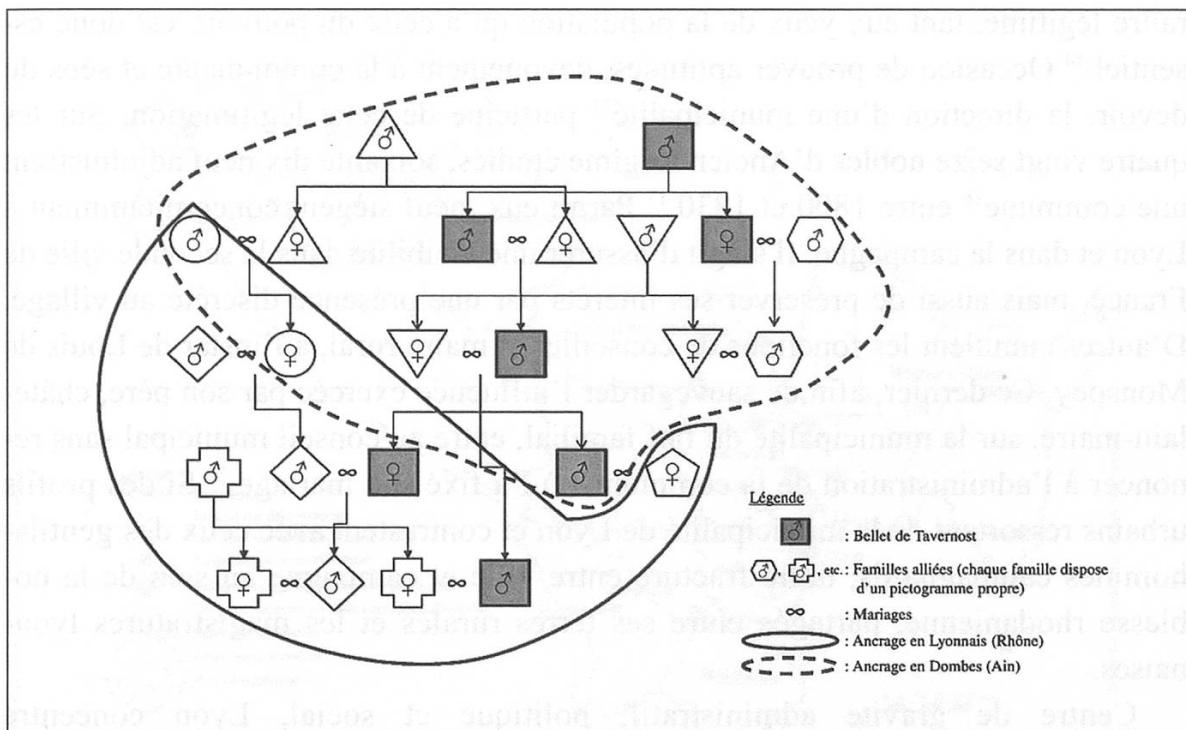


Figure 3: Multipositionnalité géographique et unité matrimoniale des Bellet de Tavernost.

se marient et font carrière.¹³ Pour autant, les registres paroissiaux signalent une présence intermittente à Lyon. Si les possessions foncières sont mises à profit pour siéger au parlement, quand disparaissent les cours souveraines, la branche aînée s'établit à Lyon (fig. 2) qui s'affirme comme pôle économique et administratif. L'unité d'une parentèle localisée tant dans l'Ain que dans le Rhône (fig. 3) favorise ce revirement spatial qui atteste un sens du placement. L'habiter polytopique de la noblesse s'avère tout à la fois support et expression d'un jeu subtil entre alliances matrimoniales, ancrages multiples et enrangement local. L'identité noble s'enracine ainsi dans une multilocalité, œuvre de stratégies d'ascension sociale et de maintien de la position sociale occupée. C'est aussi au travers de la multilocalité que la noblesse réinvente sa spécificité après l'égalitarisme révolutionnaire.

Légitimation et différenciation

La Révolution a fait perdre à la noblesse sa spécificité. Aussi s'agit-il pour elle de la recouvrer au travers d'instances qui lui permettent tout à la fois de se distinguer et d'affirmer une prééminence dans une société qui a fait place au mérite. Appa-

13 Le parlement de Dombes disparaît en 1771 et est incorporé au parlement de Dijon où siègent dès lors les Bellet.

raître légitime, tant aux yeux de la population qu'à ceux du pouvoir, est donc essentiel.¹⁴ Occasion de prouver aptitudes, dévouement à la communauté et sens du devoir, la direction d'une municipalité¹⁵ participe de cette légitimation. Sur les quatre vingt seize nobles d'Ancien Régime étudiés, soixante dix neuf administrent une commune¹⁶ entre 1800 et 1830.¹⁷ Parmi eux, neuf siègent concomitamment à Lyon et dans la campagne. Il s'agit d'assurer une visibilité dans la seconde ville de France, mais aussi de préserver ses intérêts par une présence discrète au village. D'autres cumulent les fonctions de conseiller et maire rural, à l'instar de Louis de Monspey. Ce dernier, afin de sauvegarder l'influence exercée par son père, châtelain-maire, sur la municipalité du fief familial, entre au conseil municipal sans renoncer à l'administration de la commune où l'a fixé son mariage.¹⁸ Si des profils urbains ressortent de la municipalité de Lyon et contrastent avec ceux des gentilshommes campagnards, nulle fracture entre ville et campagne au sein de la noblesse rhodanienne, partagée entre ses terres rurales et les magistratures lyonnaises.

Centre de gravité administratif, politique et social, Lyon concentre *l'establishment* du département. Y résider donne accès aux cercles élitaires et aux institutions prestigieuses. Aussi les nobles sont-ils nombreux à y tenir résidence.¹⁹ Ils affirment ainsi leur appartenance à l'élite locale et favorisent la reconnaissance de leur notoriété par l'administration. Pour autant le château reste le «lieu naturel» constitutif de l'identité nobiliaire.²⁰ Or, la pratique résidentielle de la noblesse loin de se réduire à la double résidence qu'une bonne bourgeoisie a faite sienne, tend à la multirésidentialité. Les unions et héritages contribuent à élargir la distribution géographique d'une lignée. La dispersion de la lignée des Arthaud de La Ferrière s'accroît à chaque génération (fig. 4). Or, la conception lignagère de la propriété nobiliaire confère à chaque membre un droit d'usage des domiciles parentélijaires. Il en résulte une multirésidentialité familiale²¹ «inaccessible aux nouvelles élites

14 Si l'on excepte la noblesse hostile à l'Empire qui reste dans son quant-à-soi.

15 Pour la période étudiée, à l'exception des Cent-Jours, maires et adjoints sont nommés par l'administration.

16 Comme maire, ou, pour Lyon, comme adjoint ou membre du conseil municipal.

17 La Restauration ne s'accompagne d'aucune fluctuation notable.

18 A.D.R., 2M74, Arrêté de nomination au conseil municipal de Saint-Georges-de-Reneins, 29 novembre 1822.

19 A.D.R., 1M189, Liste des invités au bal de la préfecture de l'année 1823.

20 Monique de Saint-Martin, *L'espace de la noblesse*, Paris: Métailié, 1993, p. 95. Plusieurs familles anoblies peu avant la Révolution et ne possédant pas de château ne se revendiquent pas de la noblesse au 19^e siècle.

21 Pour être effective, elle n'en présuppose pas moins une dispersion géographique de la lignée (cf. *infra*, multilocalité lignagère) sans laquelle la multirésidentialité n'amène pas de migrations en dehors de la localité.

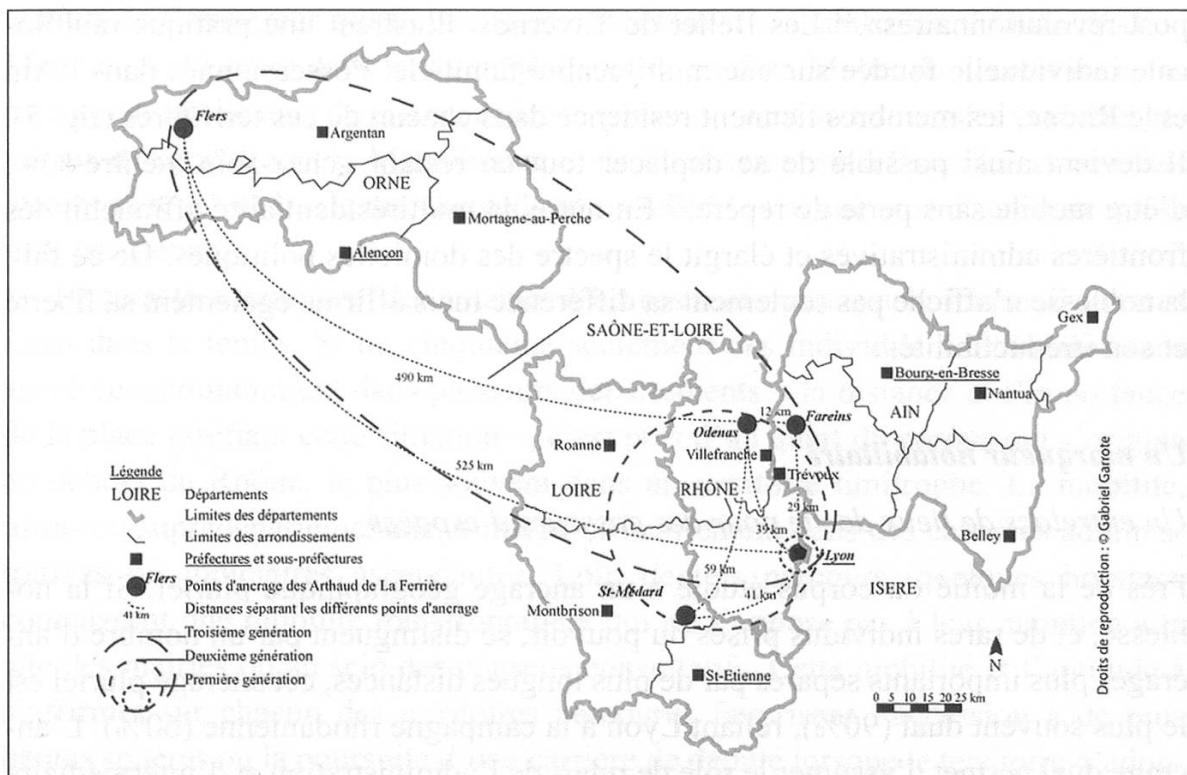


Figure 4: Dispersion générationnelle des Arthaud de La Ferrière.

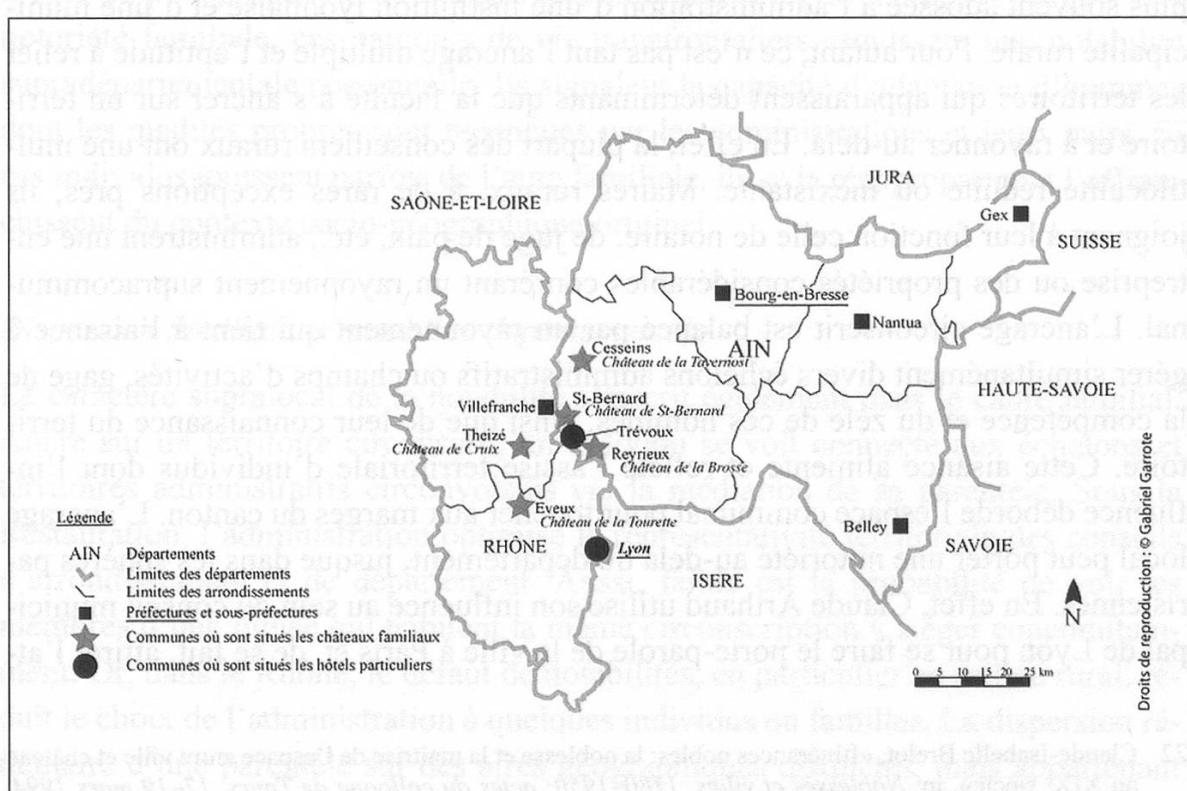


Figure 5: Une multirésidentialité familiale supra départementale circonscrite hôtels et châteaux de la famille Bellet de Tavernost.

post-révolutionnaires».²² Les Bellet de Tavernost illustrent une pratique multilocale individuelle fondée sur une multilocalité familiale. Possessionnés dans l'Ain et le Rhône, les membres tiennent résidence dans chacun de ces territoires (fig. 5). Il devient ainsi possible de se déplacer tout en restant «chez-soi», «entre-soi», d'être mobile sans perte de repère.²³ En outre, la multirésidentialité affranchit des frontières administratives et élargit le spectre des domiciles politiques. De ce fait, la noblesse n'affiche pas seulement sa différence mais affirme également sa liberté et son irréductibilité.

Un marqueur notabliaire

Un entrelacs de lieux de vie pour des passeurs d'espaces

Près de la moitié du corpus étudié a un ancrage géographique pluriel. Si la noblesse, et de rares individus prisés du pouvoir, se distinguent par un nombre d'ancrages plus importants séparés par de plus longues distances, cet ancrage pluriel est le plus souvent dual (90%), reliant Lyon à la campagne rhodanienne (60%). L'ancrage dual permet d'assumer le rôle de relais de l'administration et d'intermédiaire entre les espaces centraux et l'arrière pays qui définit le notable. Seuls 33% des notables traduisent cet ancrage dual dans une multipositionnalité institutionnelle, le plus souvent adossée à l'administration d'une institution lyonnaise et d'une municipalité rurale. Pour autant, ce n'est pas tant l'ancrage multiple et l'aptitude à relier les territoires qui apparaissent déterminants que la faculté à s'ancrer sur un territoire et à rayonner au-delà. En effet, la plupart des conseillers ruraux ont une multilocalité réduite ou inexistante. Maires ruraux, à de rares exceptions près, ils joignent à leur fonction celle de notaire, de juge de paix, etc., administrent une entreprise ou des propriétés considérables conférant un rayonnement supracommunal. L'ancrage circonscrit est balancé par un rayonnement qui tient à l'aisance à gérer simultanément divers échelons administratifs ou champs d'activités, gage de la compétence et du zèle de ces hommes, ainsi que de leur connaissance du territoire. Cette aisance alimente et reflète l'assise territoriale d'individus dont l'influence déborde l'espace communal pour toucher aux marges du canton. L'ancrage local peut porter une notoriété au-delà du département, jusque dans les sphères parisiennes. En effet, Claude Arthaud utilise son influence au sein du conseil municipal de Lyon pour se faire le porte-parole de la ville à Paris et, de se fait, attirer l'at-

22 Claude-Isabelle Brelot, «Itinérances nobles: la noblesse et la maîtrise de l'espace entre ville et château au XIX^e siècle», in: *Noblesses et villes, 1780–1950: actes du colloque de Tours, 17–19 mars 1994*, dir. Claude-Isabelle Brelot, Tours: Maison des sciences de la ville, Université de Tours, 1995, p. 99.

23 Marie-Anne Wagner, «Le jeu de la mobilité et de l'autochtonie au sein des classes supérieures», in: *Regards sociologiques* 40 (2010) p. 91.

tention de l'empereur qui l'appelle aux fonctions de chambellan. L'autorité d'un Mogniat de l'Ecluse dans le domaine agricole, ou d'un Mottet dans celui du commerce, les amène tous deux à seconder le gouvernement au travers des Conseils généraux d'Agriculture, de Manufacture et de Commerce, sis à Paris. Leurs activités locales se révèlent être le marchepied indispensable à l'acquisition d'une aura qui se veut parisienne.

Le caractère multilocal des notables n'est pas seulement synchronique, il s'inscrit aussi dans le temps. Si un cinquième seulement des individus multilocalisés est ancré concomitamment dans plusieurs départements – la distance et l'importance de la place raréfiant cette situation –, c'est près d'un quart du corpus qui s'origine en dehors du Rhône, le plus souvent dans un territoire limitrophe. La mobilité, infra- ou supradépartementale, s'inscrit ordinairement dans des carrières administratives ou judiciaires ascendantes. Loin de tels parcours, quelques hommes connaissent une mobilité transfrontalière qui ne s'oppose pas à leur maintien à la tête des mairies ou au sein des conseils consultatifs. Cette mobilité et l'aptitude à s'affirmer sur chacun des territoires parcourus favorisent l'accession à de plus hautes sphères ou la poursuite d'une carrière de député lorsque le territoire d'adoption regorge de notabilités ou que se ferme le giron familial. Ainsi, sous la Restauration quatre notables usent de leur mobilité pour se présenter dans les départements les plus propres à les mener à la députation et s'y font élire. En deçà d'une notoriété familiale, ces parcours de vie transfrontaliers esquissent une notabilité supradépartementale personnelle. Ils signalent la capacité d'adaptation d'hommes dont les qualités propres sont reconnues par les administrations et leurs pairs. Si ces individus jouissent parfois de l'aura familiale, ils se la réapproprient et l'affranchissent du contexte socio-géographique originel.

Dispersion familiale et notabilité départementale

Le caractère supralocal de la notabilité s'inscrit également dans le cadre familial. Ancré sur un territoire circonscrit, un individu se voit connecté aux échelons et territoires administratifs circonvoisins *via* la médiation de sa parentèle. Sous la Restauration, l'administration optimise la représentativité territoriale des conseils d'arrondissement et de département. Aussi, faible est la probabilité de voir les membres d'une lignée qui habitent la même circonscription y siéger concomitamment. Or, dans le Rhône, le défaut de notabilités, en particulier en milieu rural, réduit le choix de l'administration à quelques individus ou familles. La dispersion réticulaire d'une parentèle sur des aires géographiques distinctes, mais appartenant au même ensemble territorial, multiplie donc la probabilité de voir appeler de proches parents dans ces instances. De fait, certains réseaux familiaux roturiers

couvrent le tiers des cantons de l'arrondissement de Villefranche. Disséminé dans le département, celui de la noblesse, reproduit en exemple, siège dans les trois conseils et représente près du tiers des cantons du Rhône (fig. 6).²⁴ La polytopie familiale constitue donc un facteur d'influence supplémentaire pour les notables, et un critère discriminant au sein de la nobilité.²⁵ Les alliances matrimoniales permettent également de sortir des bornes du département. A l'exemple des Lacroix de Laval, des familles distinguées par l'administration, mais à la noblesse infradépartementale, esquiscent une noblesse parentélaire supradépartementale par leurs alliances (fig. 6). Elles se distinguent ainsi des familles nobiliaires de moindre envergure et affermissent leur notoriété.

Plus rare, la multilocalité lignagère²⁶ constitue un critère plus sûr de la noblesse familiale et un plus fort moyen d'assurer la défense des intérêts. Elle évite, d'une part, l'éviction des membres d'une lignée au profit du seul aîné. Elle favorise, d'autre part, la représentation du lignage dans chacune des circonscriptions dans lesquelles ses membres sont présents et aux divers échelons administratifs. La multilocalité affirme ainsi le caractère incontournable d'une famille. Dans le cas des Bellet de Tavernost, elle confère une dimension supradépartementale. Ceux ci, en effet, siègent concomitamment dans les conseils généraux et d'arrondissement du Rhône et de l'Ain, et y administrent plusieurs communes. Cette multipositionnalité institutionnelle et territoriale n'amène pas une division géographique des branches. L'unité familiale est préservée. D'une part, l'aîné, originaire de Trévoux, épouse une Lyonnaise, s'établit dans le Rhône mais conserve son domicile politique dans l'Ain. Son cadet, maire dans l'Ain contracte mariage à Lyon où il séjourne à plusieurs reprises. Le benjamin, célibataire, après avoir été maire dans l'Ain se fixe dans le Rhône dont il devient l'un des conseillers d'arrondissement. Les Bellet dépassent et relient les territoires, ils recréent une continuité, réticulaire, par-delà les découpages territoriaux administratifs. S'esquisse une noblesse non plus individuelle mais familiale: ce n'est plus l'individu mais la famille qui devient un interlocuteur et un intermédiaire privilégié de l'administration.

24 La dispersion des alliances constitue un indicateur du rayonnement de la noblesse d'une famille et distingue le plus souvent la noblesse de la bourgeoisie villageoise.

25 D'après les données de l'état civil, sur 215 mariages seuls 117 unissent des contractants ne résidant pas dans la même commune. Les informations données à l'occasion du mariage civil ne sont pas représentatives d'un parcours de vie et ne constituent qu'un indicateur de la dispersion parentélaire.

26 A la différence de la parentèle, qui inclut les familles alliées, la lignée se limite aux descendants d'un ancêtre commun.

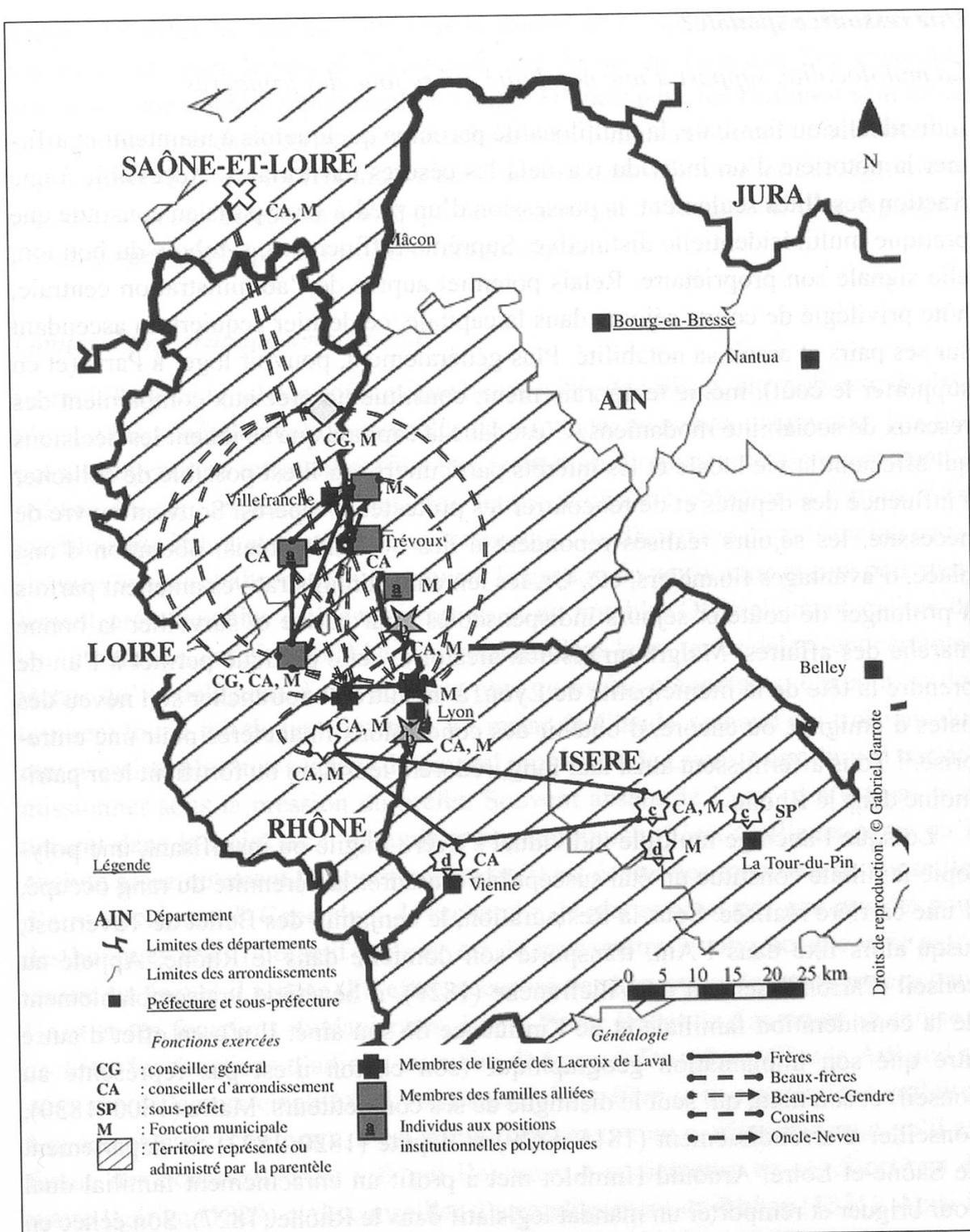


Figure 6: Réseau familial et couverture spatiale des Lacroix de Laval sous la Restauration (1815-1830).

Une ressource spatiale?

La multilocalité, support d'une notabilité qui se joue des frontières

Individuelle ou familiale, la multilocalité participe quelquefois à maintenir et affirmer la notoriété d'un individu par-delà les césures territoriales. Accessible à une fraction des élites seulement, la possession d'un pied-à-terre parisien constitue une pratique multirésidentielle distinctive. Suprême raffinement, symbole du bon ton, elle signale son propriétaire. Relais potentiel auprès de l'administration centrale, hôte privilégié de courts séjours dans la capitale, ce dernier acquiert un ascendant sur ses pairs et assoit sa notabilité. Plus généralement, pouvoir loger à Paris (et en supporter le coût), même temporairement, constitue un précieux complément des réseaux de sociabilité rhodaniens. C'est dans la capitale que se jouent les décisions qui affectent la vie locale et les intérêts particuliers, qu'il est possible de solliciter l'influence des députés et de rencontrer les protecteurs espérés. Souvent œuvre de nécessité, les séjours réalisés répondent à des objectifs précis: obtention d'une place, d'avantages financiers, etc. Or, les lenteurs administratives amènent parfois à prolonger de coûteux séjours indispensables pour suivre et surveiller la bonne marche des affaires. Malgré un résultat aléatoire, cette pratique permet à l'un de prendre la tête de la municipalité de Lyon, à un autre de retrancher son neveu des listes d'émigrés, ou encore, d'obtenir des concessions financières pour une entreprise.²⁷ Tous affermissent ainsi leur rang, redorent leur nom ou fortifient leur patrimoine dans le Rhône.

Lorsque l'ancre multiple individuel s'avère fragile ou insuffisant, une polytopie familiale constitue un étai susceptible d'assurer la pérennité du rang occupé, d'une carrière réalisée. Sous la Restauration, le benjamin des Bellet de Tavernost, jusqu'alors fixé dans l'Ain, transporte son domicile dans le Rhône. Appelé au conseil d'arrondissement de Villefranche (1829), il bénéficie vraisemblablement de la considération familiale et de l'influence de son aîné. Il n'a en effet d'autre titre que son implantation géographique (son canton n'est pas représenté au conseil) et son nom, qui seul le distingue de ses compétiteurs. Maire (1800–1830), conseiller d'arrondissement (1815–1829) et député (1820–1823) du département de Saône-et-Loire, Arnould Humblot met à profit un enracinement familial dual pour briguer et remporter un mandat législatif dans le Rhône (1827). Son échec en Saône-et-Loire (1824), et la volonté de faire front à un candidat ministériel éclairent un placement stratégique²⁸ qui repose sur un capital social et mémoriel li-

27 A.D.R., 4M276, Emigrés, dossier Riverieulx de Chambost ; 8J2, Correspondance du préfet Bondy avec Albon; Anne Verjus et Denis Davidson, *Le roman conjugal. Chroniques de la vie familiale à l'époque de la Révolution et de l'Empire* Seyssel: ChampVallon, 2011.

28 *Le Précurseur*, 12–13 novembre 1827.

gnager. En effet, sa famille jouit dans le Rhône de la considération de ses concitoyens. D'une part, le père de l'intéressé était député du Tiers aux Etat généraux, tandis que son oncle y représentait le clergé. D'autre part, les Humblot sont alliés aux familles présentes au sommet des instances judiciaires et administratives locales. Arnould Humblot réactualise ainsi une autochtonie. Il inscrit et légitime sa candidature dans et par un passé qui le dépasse *via* la médiation d'un lignage à l'ancrage géographique et institutionnel multiple.

Limites d'une pratique ambivalente

La multilocalité induit un coût qu'une bourgeoisie de village, une noblesse déclassée et, plus généralement des notables de province, ne peuvent supporter. Les dépenses engendrées amènent parfois une restriction du niveau de vie ou obligent à réduire des séjours parisiens qui, trop longs, pourraient oblitérer la fortune.²⁹ La multilocalité induit également un coût temporel. La dispersion du patrimoine occasionne voyages et absences qui entravent la gestion du patrimoine et sont potentiellement préjudiciables à l'administration et au notable. Officiellement maires de leur commune, certains notables peu présents dans leurs terres délaisSENT certaines tâches qu'ils délèguent à des adjoints plus ou moins compétents. Certains se détournent tout à fait de leur fonction, à l'instar de Claude Arthaud qui trois ans durant n'assiste plus aux séances du conseil municipal de Lyon. Aussi finit-il par démissionner sous la pression du préfet. Souvent absent de Lyon, il n'est pas plus présent dans la Loire où il administre une commune. C'est d'ailleurs parce qu'il «habite assez rarement le département» qu'il est écarté des fonctions de conseiller d'arrondissement.³⁰ Cependant, la recherche de places n'est pas une priorité pour des hommes dont l'objectif premier est de transmettre le rang occupé et le patrimoine sur lequel il repose. En effet, accaparé par la gestion de terres situées dans l'Ain et ses fonctions rhodaniennes, Louis-Pierre Bellet de Tavernost se refuse à accepter les fonctions d'adjoint au maire de Lyon.³¹ De même, Claude Arthaud se détourne de la municipalité de Lyon parce qu'il préfère se consacrer à ses «affaires à la campagne».³² En outre, c'est afin de transmettre un patrimoine intact qu'il effectue des donations entre vifs qui l'obligent à se démettre de ses fonctions de maire ligérien (1829) et de conseiller d'arrondissement du Rhône (1831). Ainsi la polytopie peut n'être qu'une ressource sous conditions: de moyens financiers suf-

29 A.N., BB25125, Dossier Delhorme, lettre du 14 janvier 1831.

30 A.N., F/1bII/Loire5/1828, Liste de candidats présentés pour les conseils de département et d'arrondissement, 1^{er} avril 1828.

31 A.N., F/1bII/Rhône13/1815, Lettre du préfet du Rhône au ministre de l'Intérieur relative à la présentation de candidats pour les fonctions d'adjoint au maire de Lyon, 7 novembre 1815.

32 A.D.R, Lettre de démission de Claude Arthaud, 14 juillet 1820.

fisans, d'accord avec la stratégie patrimoniale. Enfin, si une multipositionnalité à différentes échelles institutionnelles facilite l'action du gouvernement,³³ une multilocalité géographique prive l'administration de bons administrateurs ou l'oblige à faire appel à des hommes moins impliqués.

Conclusion

En ce début de 19^e siècle, rares sont les notables étudiés à ne pas connaître un ancrage multiple. Plurielle dans sa pratique et dans ses formes, la multilocalité illustre la diversité de la notabilité, selon ses origines, sa fortune ou l'aire d'influence. Diverse, la multilocalité l'est aussi comme ressource. Pour certains, substrat d'une médiation notariaire, elle est, pour d'autres, ségrégation, moyen de se distinguer et d'affirmer une position élitaire au sein de la société ou de groupes sociaux. En deçà des groupes sociaux, la multilocalité est le signe d'une notabilité familiale. Moyen d'affermir cette dernière et d'étendre son aura, elle constitue également une ressource pour transférer une situation notariaire d'un territoire administratif à un autre et assurer ainsi le maintien du rang d'une lignée dans l'espace et le temps. A l'échelle individuelle, l'ancrage multiple affirme le caractère élitaire du notable qui, par-delà les effets pervers, met à son service une pratique chronophage, onéreuse et dispersion de soi. La capacité à passer outre ces effets témoigne d'une notabilité propre, en dehors du sillage familial, qui ne jouit pas moins, cependant, des avantages d'une parentèle dispersée. Toutefois, la multilocalité n'est pas le propre des groupes notariaires et élitaires. Ici, nombre de ruraux alternent travaux aux champs et activités urbaines, et vivent au rythme des migrations temporaires.³⁴ Là, des artisans ou des ouvriers nomades parcourrent le pays³⁵ et façonnent une autre forme d'habiter multilocal. Aussi sont-ce dans les tenants d'une pratique multilocale et dans la capacité à muer l'espace en capital social que réside la spécificité de la multilocalité étudiée.

33 Guillaume Marrel, «L'élu et son double: cumul des mandats et construction de l'Etat républicain en France du milieu du XIX^{ème} au milieu du XX^{ème} siècle», thèse de doctorat, IEP-Université Grenoble II, 2003, 798 p.

34 Abel Chatelain, *Les migrants temporaires en France de 1800 à 1914: Histoire économique et sociale des migrants temporaires des campagnes françaises au XIX^e siècle et au début du XX^e siècle*, Villeneuve d'Ascq: Publications de l'Université de Lille III, 1976, pp. 535–546, 775–999; Annie Moulin, *Les paysans dans la société française. De la Révolution à nos jours*, Paris: Editions du Seuil, 1988, pp. 85–88.

35 Maurice Agulhon et Georges Duby (dir.), *Histoire de la France urbaine*, tome IV, *La ville de l'âge industriel: le cycle haussmannien*, Paris: Editions du Seuil, 1983, pp. 512–513.

Zur Persistenz und Informalität von Räumen der Grenze

Theoretisch-konzeptionelle Überlegungen und empirische Befunde

Christian Wille

Mobilität und Internationalisierung sind zentrale Merkmale des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Besonders die Arbeitswelt hat eine tiefgreifende Internationalisierung erfahren, wodurch sich Ausmass und Dynamik von grenzüberschreitenden Migrationsprozessen verändert haben. Massgebliche Faktoren dafür sind die Internationalisierung von Wertschöpfungsketten und Leistungserstellungen, welche die räumliche Dimension von Standortentscheidungen oder Kooperationsformen relativiert haben. So wie diese Phänomene verstärkt grenzüberschreitende Wanderungs- und Austauschprozesse bewirken, gilt dies ebenso für die demographische Situation in den verschiedenen Ländern. Besonders in Mitteleuropa ergibt sich die Notwendigkeit, verstärkt erwerbsfähige Einwander/innen anzuziehen, um Wohlstand und Sozialsysteme zu stabilisieren. Ferner werden klimatische Veränderungen, die damit verbundenen Ressourcenknappheiten und kriegerischen Auseinandersetzungen in Zukunft noch stärker Migrationsströme hervorrufen. Angesichts dieser und weiterer Faktoren verweist Ludger Pries auf die zunehmende Transnationalisierung der sozialen Lebenswelten und damit auf die wachsende Verdichtung von Beziehungen «durch soziale Praktiken, Symbolsysteme und Artefakte zu neuen transnationalen Sozialräumen, die sich über mehrere Plätze in unterschiedlichen nationalen Gesellschaften aufspannen».¹

Die genannten Punkte werden zumeist unter den Stichworten *Mobilität* und *Globalisierung* diskutiert und haben zwei unterschiedliche Sichtweisen auf die räumliche Dimension des Sozialen geprägt. Zum einen die besonders in den 1990er Jahren populär gewordene Enträumlichungsthese, die von einem Verschwinden des Raums ausgeht.² Demgegenüber proklamiert die Verräumlichungsthese eine Wiederkehr des Raums. Beide Positionen nehmen die verbesserten Transport- und Kommunikationstechnologien zur Kenntnis, die gesellschaftliche Veränderungen zur Konsequenz haben und die Kategorie *Raum* erneut auf die wissenschaftliche Agenda gesetzt haben. Markus Schroer unterstreicht, dass sich beide Positionen nicht aus-

1 Ludger Pries, *Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010, S. 127.

2 Vgl. z. B. Immanuel Wallerstein, *Geopolitics and Geoculture. Essays on the Changing World-System*, Cambridge: Cambridge University Press, 1991; John W. Meyer, *Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2005.

schliessen, sondern dass sie jeweils (implizit) auf verschiedene Raumbegriffe rekurrieren. Denn während der ökonomische Diskurs von einer zunehmenden Bedeutungslosigkeit von (Staats-)Grenzen und physisch-territorialen Räumen ausgeht, führt der kultur- und sozialwissenschaftliche Diskurs die Kommunikations- und Transporttechnologien in den Blick, um das Verschieben, Aufstapeln und Emergenz von sozialen, virtuellen oder relationalen Räumen und Grenzen zu legitimieren.³

Dieser Beitrag greift die Internationalisierungstendenz der Arbeitswelt auf und verknüpft sie mit den genannten Positionen. Eine *Enträumlichung* ist im Folgenden dort zu sehen, wo Grenzgänger/innen im Gebiet der Grossregion unter dem Aspekt der physischen Mobilität und mühelosen Überwindung von Staatsgrenzen betrachtet werden. Dabei sind unter Grenzgänger/innen solche Arbeitnehmer/innen und Selbständige zu verstehen, die in einem EU-Mitgliedsstaat arbeiten und in einem anderen wohnen, in den sie in der Regel täglich – jedoch mindestens einmal wöchentlich – zurückkehren.⁴ Beim Grenzgängerwesen handelt es sich demnach um eine zirkuläre Mobilitätsform, die das Überschreiten einer Staatsgrenze einschliesst. Der jüngste EU-Grenzgängerbericht⁵ zeigt, dass sich das Grenzgängerwesen in Europa auf einzelne Grenzregionen beschränkt und insgesamt von nur geringer Bedeutung ist. Denn in den Jahren 2006/07 arbeiteten lediglich 0,5 Prozent der Beschäftigten in der EU 27 als Grenzgänger/innen. Jedoch entfallen über ein Viertel der grenzüberschreitenden Pendler/innen der EU 27 auf die Grossregion SaarLorLux, womit sie – nach der Schweiz – das grösste Grenzgängeraufkommen in Europa aufweist.

Eine *Verräumlichung* zeichnet sich dort ab, wo Grenzgänger/innen über die Praxis des täglichen Pendelns grenzüberschreitende Lebenswelten aufspannen. Diese zu nationalen Grenzen querliegenden *Räume der Grenze* werden in diesem Beitrag aus unterschiedlicher Perspektive analysiert: Zunächst wird hinterfragt, wie die auf sozialen Praktiken basierenden Verräumlichungen theoretisch zu fassen sind, wofür Überlegungen der Sozialgeographie und Kulturosoziologie zusammenzuführen sind. In einem zweiten Schritt wird anhand ausgewählter Ergebnisse einer eigenen Untersuchung auf die empirische Beschaffenheit von *Räumen der Grenze* eingegangen.

3 Vgl. Markus Schroer, «Bringing space back in – zur Relevanz des Raums als soziologische Kategorie», in: *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, hrsg. von Jörg Döring und Tristan Thielmann, Bielefeld: transcript-Verlag, 2008, S. 132.

4 Vgl. Verordnung (EWG) Nr. 1408/71 des Rates vom 14. Juni 1971 über die Anwendung der Systeme der sozialen Sicherheit auf Arbeitnehmer und Selbständige sowie deren Familienangehörige, die innerhalb der Gemeinschaft zu- und abwandern. In: *Amtsblatt L 149*, 5. Juli 1971.

5 Vgl. European Commission, *Scientific Report of the Mobility of Cross-Border Workers within the EU-27/EEA/EFTA Countries (Directorate General for Employment, Social Affairs and Equal Opportunities)*, Luxembourg 2009.

Zum Modell *Räume der Grenze*⁶

Für eine kulturwissenschaftliche Beschreibung und Analyse von Staatsgrenzen überschreitenden Verräumlichungen im Allgemeinen und im Kontext des Grenzgängerwesens im Besonderen wird zunächst das Modell *Räume der Grenze* entwickelt. Es bildet einen heuristischen Rahmen für Such- und Rekonstruktionsstrategien bzw. Herangehensweisen im Umgang mit empirischem Material. Das Modell basiert auf zwei konvergenten Theorieentwicklungen, die sich in der Aufwertung von Sinn- und Bedeutungswelten sowie von Materialität im Rahmen des *cultural* und *spatial turn*⁷ widerspiegeln.

Den Ausgangspunkt bilden raumtheoretische Überlegungen.⁸ Wird Raum zunächst in *absolut-substantialistischer Manier* als ein *real* existierendes Element der physisch-materiellen Welt vorausgesetzt, so impliziert dies einerseits eine Raumvorstellung im Sinne der Erdoberfläche, die anhand wahrnehmbarer Charakteristika bestimmt werden kann. Andererseits verweist die Container-Metapher auf eine dreidimensionale Ausdehnung einer ontologischen Struktur, *in* der Artefakte und Subjekte vorkommen. Dieser Raumbegriff wird zumeist dann bemüht, wenn Kategorien wie Kulturen, Gesellschaften oder Nationen als kongruente Einheiten gedacht werden. Die Denkfigur des absoluten Nationalcontainers ist für die Fragestellung dieses Beitrags jedoch nur im Sinne der Enträumlichung brauchbar, unterlaufen Grenzgänger/innen doch die Vorstellung der hier endenden und dort beginnenden Super-Container. Grenzgänger/innen treten so lediglich als Transgressionen vorgängig gesetzter Kategorien in Erscheinung, womit ihnen eine eigene Identität entzogen wird.

Ein erstes Einfallstor für das Grenzgängerwesen bildet das *relational-konstruktivistische Raumkonzept*, das auf die Eigenschaften der physisch-materiellen Welt abstellt. Es rückt ein relationales Verständnis in den Blick, nach dem sich Raum aus den Lagestrukturen von physisch-materiellen Elementen ableitet. Damit verliert Raum seinen ontologischen Charakter und fungiert nunmehr als Beschreibungsmodus für die Lagebeziehungen zwischen Subjekten und Artefakten. Dieser Zugang, der sich zunächst in deskriptiven Aspekten der Verräumlichung erschöpft, ermöglicht noch keine Aussagen über die Qualitäten von räumlichen Verhältnissen. Diese können über die subjektive Wahrnehmung von Lagestrukturen be-

6 Vgl. im Folgenden ausführlich Christian Wille, *Grenzgänger und Räume der Grenze. Raumkonstruktionen in der Großregion SaarLorLux*, Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2012.

7 Vgl. weiterführend: Doris Bachmann-Medick, *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Hamburg: Rowohlt, 2006. Und: Jörg Döring, «Spatial Turn», in: *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, hrsg. von Stephan Günzel, Stuttgart: Metzler, 2010, S. 90–99.

8 Vgl. im Folgenden z.B. Peter Weichhart, *Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2008.

stimmt werden, wobei es sich um das interpretierte Abbild von Eigenschaften der physisch-materiellen Welt handelt, in dem sich Sinnzuweisungen und -deutungen verdichten.

So wie die relationale Perspektive bereits auf den Konstruktionscharakter von Raum verweist, steht dieser weitaus konsequenter im Zentrum, wenn *Raum als sozial konstituierter* gedacht wird. Dieses Verständnis vernachlässigt *real* existierende Elemente oder die *objektiven* Eigenschaften der physisch-materiellen Welt. Es nimmt den Entstehungsprozess von Raum mit seinen materialen und sinnhaften Rückbindungen in den Blick. Raum fungiert somit nicht als ein dem Sozialen vorgängig separiertes Phänomen, sondern als eines, das sich in den Handlungsvollzügen der Subjekte entfaltet. Diese Position spricht den emergenten räumlichen Verhältnissen eine eigene Identität zu, denn wird Raum als soziale Konstitution verstanden, so muss sich der analytische Zugriff unweigerlich auf das *Raum-Machen* der Subjekte richten, das zwar dies- oder jenseitig einer Staatsgrenze, aber ohne theoretischen Widerspruch auch *auf der Grenze* stattfinden kann. So gilt es, sich empirisch den Subjekten zuzuwenden und nach dem *Wie* und *Warum* ihres grenzüberschreitenden Handelns zu fragen, um querliegende Raumfiguren zu erschliessen.

Diese Frageperspektive fordert einen Handlungsbegriff ein, der Kontingenz und Materialität des *Raum-Machens* mitdenkt. Ohne das Spektrum der Handlungsbegriffe an dieser Stelle aufrollen zu können, sei darauf hingewiesen, dass Handeln in wissensorientierten Ansätzen weitgehend als eine von zumeist starren kulturellen Schemata angeleitete und mentale Tätigkeit verstanden wird, die für stabile Handlungsroutinen und soziale Anschlussfähigkeit sorgt. Diese Sichtweise verstellt den Zugriff auf soziale Praktiken in grenzüberschreitenden Bezügen, wenn zum Beispiel erwartete Handlungsroutinen durch abweichende Praktiken irritiert oder abgelöst werden. Daher gilt es *erstens*, die als vorgängig und handlungsbestimmend angenommenen kulturellen Codes zu relativieren zugunsten des praxeologischen Moments subjektivistischen Handelns. Hörning und Reuter betonen in diesem Zusammenhang, dass sich Kultur «erst im Umgang mit Dingen und Körnern wirklich ‘dingfest’, d.h. sichtbar, aufzeigbar, nachweisbar, nachvollziehbar machen [lässt]».⁹ Diese Sichtweise rückt statt der vorgefertigten kognitiven Bedeutungsstrukturen ihren praktisch-materialen Einsatz ins Zentrum. Dieses *doing culture* relativiert den anleitenden Charakter von Kultur und betont das praktische Wissen der Subjekte, womit der Umstand eingefangen wird, dass kulturelle Ordnungen im Allgemeinen und in grenzüberschreitenden Bezügen im Besonderen

9 Karl H. Hörning und Julia Reuter, «Doing Culture. Kultur als Praxis», in: *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, hrsg. von Karl H. Hörning und Julia Reuter, Bielefeld: transcript-Verlag, 2004, S. 12.

nicht *ordentlich* praktiziert werden. Daneben rückt die Praxisprämisse *zweitens* die Körperlichkeit und Materialität von sozialen Praktiken in den Blick, was raumtheoretische Anschlüsse ermöglicht, denn so wie im *Raum-Machen* die Verräumlichungen über die subjektgebundenen Relationierungen von physisch-materiellen Elementen entstehen, sind es im *doing culture* die kontingenzen und sinnhaften Auseinandersetzungen mit Subjekten und Artefakten, die Räume der Grenze als Resultanten grenzüberschreitender Praktiken profilieren.

Analytische Kategorien

Die vorgenommene Verschneidung eines handlungstheoretisch orientierten Raumbegriffs mit einem praxeologischen Handlungsverständnis bildet den Ausgangspunkt für das Modell Räume der Grenze. Es fokussiert auf die sozialen Praktiken der Subjekte, worunter keine Einzelhandlungen zu verstehen sind, sondern jeweils ein Konglomerat von verschiedenen Aktivitäten, die durch praktisches Wissen zusammengehalten werden. Soziale Praktiken sind durch materiale und sinnhafte Rückbindungen gekennzeichnet, die empirische Zugriffe auf Räume der Grenze ermöglichen. So sind die körperlichen Ausführungen von Praktiken und die daran beteiligten Subjekte und Artefakte – als physisch-materiale Bedingungen – konstitutiv für die formale Verfasstheit von Räumen der Grenze. Werden soziale Praktiken demnach unter dem Aspekt ihrer Materialisierungen betrachtet, ermöglicht dies deskriptive Aussagen über die jeweils beteiligten Subjekte und Artefakte sowie über ihre Relationierungen.

Ergänzend dazu eröffnet die sinnhafte Dimension von Praktiken einen Zugang zu den Subjektivierungen von Räumen der Grenze. Sie beziehen sich auf die Sinnzuschreibungen und -deutungen, die auf das praktische Wissen der Subjekte verweisen. Die sinnhafte Dimension mit ihrem Interesse an der Rekonstruktion von kulturellem Sinn bezieht sich sowohl auf den reproduktiven als auch auf den transformativen Charakter von sozialen Praktiken. Reproduktive Praktiken werden weitgehend von sozial-strukturellen Bedingungen gerahmt, zu denen politische, ökonomische, soziale und kulturelle Aspekte zählen. Diese wirken jedoch nicht determinierend auf Praktiken, sondern ermöglicht, und sie werden vom Subjekt *in situ* zum Teil neu verhandelt und praxislogisch in Anschlag gebracht. Damit werden sich begegnende kulturelle Wissensbestände angesprochen, die in grenzüberschreitenden Bezügen zersplittern, sich kreativ mischen und wiederum zu Routinen verstetigen können. Dieser transformative Prozess ist an das praktische Wissen der Subjekte gekoppelt, das ein Know-how bereitstellt im Sinne von ermöglichen den kulturellen Sinn- und Bedeutungssystemen: «[Sie] sind analysierbar als Wissensordnungen, welche in den Praktiken zum Einsatz kommen, [...] in Form von

Subjektivierungen interiorisiert und in Auseinandersetzung mit Artefaktesystemen verwendet und modifiziert werden.»¹⁰ Dazu zählen unter anderem interpretative Fertigkeiten, die das Subjekt befähigen, auch unter Kontingenzbedingungen sinnstiftende Zuschreibungen und Deutungen zu realisieren. Damit erhält das Kontingenzmoment einen theoretischen Platz im Modell Räume der Grenze, wobei die soziale Anschlussfähigkeit von sozialen Praktiken – angesichts ihrer Körperlichkeit und der damit verbundenen Performativität – gewährleistet bleibt.

Festzuhalten ist, dass das Modell Räume der Grenze einen Analyserahmen für die subjektzentrierte kulturwissenschaftliche Raumforschung bietet. Es bezieht sich auf territorial dezentrierte Sozialzusammenhänge, die sich im Zuge von multilokalen Praktiken aufspannen, und auf die dahinterliegenden kulturellen und räumlichen Logiken der Subjekte. Es wendet sich ab von statischen kulturellen Wissensordnungen und absolut-substantialistischen Behälterräumen zugunsten der tatsächlichen sozialen und räumlich-materialen Lebenswelten. Diese werden in einem sozialgeographischen Zugriff auf Basis eines praxeologischen Handlungsverständnisses erschlossen, womit Aussagen über Räume der Grenze immer nur Aussagen über ihre Konstitutionsprozesse sein können. Raum fungiert hier somit als Konstrukt zur Ausleuchtung der gelebten und vielschichtigen Wirklichkeiten von multilokal verstrickten Subjekten. Zu den operativen Analysekategorien zählen soziale Praktiken, praktisches Wissen, sozial-strukturelle und physisch-materielle Bedingungen, die nicht ausserhalb des Subjekts existieren, sondern jeweils im praktischen Vollzug.

Merkmale von Räumen der Grenze

Das vorgestellte Modell wird im Weiteren auf eine multilokale Mobilitätsform in der Grossregion SaarLorLux bezogen. Dafür wird zunächst das Untersuchungsgebiet, die Situation der dort beschäftigten Pendler/innen vorgestellt, gefolgt von Konstruktionsprozessen von Räumen der Grenze auf Grundlage einer eigenen Studie¹¹. Zur Grossregion SaarLorLux zählen die deutschen Bundesländer Saarland und Rheinland-Pfalz, die französische Region Lothringen, das souveräne Großherzogtum Luxemburg und die südbelgische Region Wallonien mit ihren Sprachgemeinschaften. Die politisch-institutionelle Zusammenarbeit dieser Gebiete entwickelte sich in den 1960er Jahren im Kontext einer Krise. Damals waren ähnliche wirtschaftliche Bedingungen in allen Teilgebieten vorzufinden, und sie waren mit-

10 Andreas Reckwitz, «Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus», in: *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*, hrsg. von Monika Wohlrab-Sahr, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010, S. 194.

11 Vgl. Wille, Grenzgänger.

einander verbunden durch die Schwierigkeiten im Zuge des Untergangs von Kohle und Stahl. So basieren die Ursprünge der Zusammenarbeit auf gemeinsamen wirtschaftlichen Problemen; heute bildet die Grossregion eine politisch-institutionelle *Realität* in nahezu allen Gesellschaftsbereichen.¹²

Daneben gewinnt die lebensweltliche *Realität* der Grossregion an Bedeutung, womit die grenzüberschreitenden sozialen Praktiken der 11,4 Millionen Einwohner/innen des Vierländerecks angesprochen werden. Solche Praktiken lassen sich im Kontext der grenzüberschreitenden Wohnmigration¹³ sowie grenzüberschreitenden Konsument/innen- und Arbeitnehmer/innenströme ausmachen. Durch letztgenannte Grenzgängerbewegungen sind die genannten Teilgebiete eng miteinander verflochten. Auch im Jahr 2011 zählte der Raum an Saar, Mosel und Maas – trotz der jüngsten Krise – mit 213 386 Grenzgänger/innen wieder mehr Pendler/innen als die Jahre zuvor. Sie verteilen sich auf verschiedene Stromrichtungen, wobei Lothringen als Wohnregion und Luxemburg als Arbeitsregion eine besondere Rolle spielen.¹⁴

Mit insgesamt 101 211 Grenzgänger/innen (2011) wohnen mehr als die Hälfte der Pendler/innen in der Grossregion in *Lothringen*, von denen drei Viertel in Luxemburg, ein Fünftel in Deutschland und 5,5 Prozent in Belgien arbeiten. Rückblickend sind zwei Aspekte bemerkenswert: Zum einen das vergleichsweise hohe quantitative Gewicht der lothringischen Auspendler/innen, zum anderen ihr über Jahrzehnte hinweg kontinuierlicher Anstieg, denn zwischen 1968 und 1975 wuchs die Zahl der Grenzgänger/innen durch den Abbau von Arbeitsplätzen in den damaligen lothringischen Schlüsselbranchen um 11 000 Personen an. Zwischen 1975 und 1982 entwickelten sich die lothringischen Auspendlerzahlen durch Entlassungswellen an den Arbeitsorten nur moderat. Von 1982 bis 1990 zog die Zahl der Grenzgänger/innen aus Lothringen wieder an, insbesondere in Richtung Luxemburg durch den Aufschwung im Dienstleistungssektor. Zwischen 1990 und 2004 erhöhte sich die lothringische Auspendlerzahl um das Zweieinhalfache, so dass bereits seit Anfang der 1990er Jahre mehr Lothringer nach Luxemburg pendeln als nach Deutschland.

Luxemburg hingegen ist der grösste Arbeitgeber für die Grenzgänger/innen in der Grossregion. Die Hälfte der dort 155 366 einpendelnden Personen (2011)

12 Vgl. weiterführend: Bernd Groß, Christian Wille et al., *SaarLorLux von A bis Z. Wegweiser für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit in der Großregion*, Baden-Baden: Nomos, 2006.

13 Vgl. Christian Wille, «Atypische Grenzgänger in der Großregion», in: *Atlas der Großregion*, hrsg. von Malte Helfer und Michel Pauly, Luxemburg: Universität Luxemburg, 2011, <http://geo.uni.lu/joomla>.

14 Vgl. im Folgenden: Christian Wille, «Grenzgängerbeschäftigung in der Großregion», in: *Die Arbeitsmarktsituation in der Großregion*, hrsg. von der Interregionalen Arbeitsmarktbeobachtungsstelle, Saarbrücken, 2012, i.E.

kommt aus Frankreich und ca. jeweils ein Viertel aus Belgien und Deutschland. Das spürbare Anwachsen des Grenzgängeraufkommens begann Mitte der 1980er Jahre. Damals setzte der Boom im Finanzsektor ein, und Belgier, die bis dahin die grösste Gruppe der Grenzgänger/innen stellten, wurden 1987 von den Franzosen überholt. Die anhaltende Nachfrage nach qualifizierten Beschäftigten in der Finanzbranche und in den unternehmensnahen Dienstleistungen begünstigte in den Folgejahren die Entwicklung des Grenzgängerwesens. So stieg die Zahl der in Luxemburg beschäftigten Pendler/innen aus den Nachbarregionen in den letzten zwanzig Jahren von 24 300 (1988) um mehr als das Sechsfache. Franzosen stellen bis heute die meisten Grenzgänger/innen, und ihre Zahl hat sich seit 1990 mehr als vervierfacht. Auch bei den deutschen und belgischen Einpendler/innen zeigt seit den 1990er Jahren ein konvergierender Aufwärtstrend. Vor dem Hintergrund der vorgestellten und bis 1900 rekonstruierbaren grenzüberschreitenden Pendelbewegungen werden im Folgenden *Persistenz* und *Informalität* als zwei Merkmale von Räumen der Grenze vorgestellt.

Persistenz

Mit Persistenz wird eine gewisse Stabilität und Dauerhaftigkeit von Räumen der Grenze bezeichnet, die anhand von Befragungsergebnissen bei Grenzgänger/innen in den Bereichen Motivstrukturen, Familie sowie Lebens- und Erwerbsprojekte illustriert werden kann. Die Motive von Grenzgänger/innen – als eine Form der Sinnzuschreibung für die Praktik des grenzüberschreitenden Pendelns – sind vielfältig. Als besonders handlungswirksam kristallisieren sich das Bestreben nach einem höheren Verdienst und der Umstand heraus, überhaupt einen Arbeitsplatz zu finden. Beide Motive sind auf Unterschiede im Bereich der sozial-strukturellen Bedingungen zwischen den Arbeits- und Wohnregionen der Grenzgänger/innen zurückzuführen, denn Grenzgänger/innen können beispielsweise in Deutschland oder Luxemburg von einem höheren Einkommensniveau als in Frankreich profitieren (aufgrund niedrigerer Besteuerung, höherer Sozialleistungen usw.), gleichzeitig können sie in Frankreich günstiger wohnen und haben teilweise niedrigere Lebenshaltungskosten. Solche sozio-ökonomischen Faktoren überführen Grenzgänger/innen in einen persönlichen Vorteil, für den die grenzüberschreitende Multikulturalität konstitutiv ist. Letztgenannte ermöglicht vielen Grenzgänger/innen erst, in ihrem Beruf zu arbeiten oder einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Besonders ältere Personen aus strukturschwachen Gebieten mit Industrievergangenheit, die zum Teil schon seit 25 Jahren grenzüberschreitend arbeiten, bewerten den Zugang zum benachbarten Arbeitsmarkt höher als die dortigen attraktiven Verdienstmöglichkeiten.

In diesem Zusammenhang ist innerhalb der Familien bereits eine gewisse grenzgängerische Tradition auszumachen. Gut die Hälfte der befragten Pendler gibt an, dass auch der Partner, die Geschwister und die eigenen Kinder als Grenzgänger/innen arbeiten. Historisch bedingt ist die grenzgängerische Tradition in den deutschen Bundesländern der Grossregion vergleichsweise schwach ausgeprägt, in Lothringen hingegen finden sich in den Familien überdurchschnittlich oft mehrere Grenzgänger/innen. Das familiäre Umfeld, das der Praktik des Pendelns Dauer verleiht, zählt zu den physisch-materialen Bedingungen¹⁵ von Räumen der Grenze und bildet einen wichtigen Ort des Wissenstransfers, denn so wie im Folgenden von einem Grenzgänger berichtet, ist davon auszugehen, dass im familiären Rahmen Wissen um Mobilität vermittelt wird:

Meine Schwester und ihr Freund pendeln von Belgien nach Luxemburg und mein Schwager von Belgien nach Deutschland. Das war schon in der Kindheit präsent, dass man beim Nachbarn arbeiten geht. Es war sogar besser angesehen, wenn man nach Luxemburg arbeiten ging, weil dort die Löhne und Gehälter besser sind.

Um im Weiteren auf die Zukunftspläne von Grenzgänger/innen einzugehen, wird zunächst ihre aktuelle Lebenssituation beleuchtet. Wie angedeutet, sind die Pendler – trotz teilweise hoher Mobilitätskosten – in der Regel finanziell besser gestellt als die Arbeitnehmer/innen am Wohnort. Daneben geben Grenzgänger/innen an, aufgrund der langen Fahrtstrecken und Fahrtzeiten «gestresst» zu sein und weniger Zeit zu haben für den Partner, für Familie oder private Erledigungen. Die im Pendeln angelegten raumkonstitutiven Relationierungen, die bei den Luxemburg-Pendler/innen im Schnitt 44 Kilometer bzw. 42 Minuten für eine einfache Fahrt betragen, werden besonders von Pkw-Nutzer/innen als anstrengend empfunden:

Also, es gibt Momente, da geht einem – gerade auch am Anfang oder wenn man eine Ferienzeit hinter sich hat – 'ne Stunde zwanzig Fahrtzeit tierisch auf die Nerven. Auf der anderen Seite muss ich sagen, der finanzielle Vorteil, den man durch die Fahrerei hat, der ist natürlich immens. Wenn ich jetzt mal meine Wohnung vergleiche, ich wohne auf 70m², ich bezahle etwa die Hälfte vom Luxemburger Mietpreis. Das ist ein deutlicher Unterschied, da rechnet sich auch die Fahrerei dann irgendwann.

Dieses Zitat darf als typisch für einen Grossteil der Pendler/innen gelten, die aufgrund der Fahrtzeiten und des dichten Alltagsrhythmus ihre Lebensqualität eingeschränkt sehen, die jedoch gleichzeitig den finanziellen Vorteil betonen, der aus sozio-ökonomischen Unterschieden zwischen den Arbeits- und Wohnregionen resultiert. Das materielle Argument scheint für die Praxislogik der Grenzgänger/innen massgeblich zu sein, denn darauf aufbauend streben sie eine Verstetigung

15 Je nach Erkenntnisinteresse kann das familiäre Umfeld ebenso als Teil der sozial-strukturellen Bedingungen untersucht werden.

ihrer Räume der Grenze an. Weit über die Hälfte (61 Prozent) von ihnen – insbesondere jüngere Pendler/innen – möchte noch so lange wie möglich als Grenzgänger/innen arbeiten und die Multilokalität beibehalten. Diese Zukunftsperspektive erklären die Befragten mit zwischenzeitlich eingegangenen Verpflichtungen (Elternschaft, Kredite usw.), sozialen Beziehungen am Wohnort und mit der finanziell komfortablen Lebenssituation.

Während sich bis hierher eine gewisse Persistenz von Räumen der Grenze abzeichnete, kann ihre Fragilität ebenfalls ohne Schwierigkeiten aufgezeigt werden. Wird der spezifische Einfluss von sozial-strukturellen Bedingungen ausgeblendet, so fallen Räume der Grenze oft in sich zusammen. Das zeigt sich wenig überraschend bei der Frage, wo die Grenzgänger/innen – bei gleichen Bedingungen dies- und jenseits der Staatsgrenze – vorzugsweise arbeiten würden. Unter diesen Umständen optiert über die Hälfte (56 Prozent) für die aktuelle Wohnregion aufgrund von angenommenen Zeitersparnissen und Entschleunigungen. Grenzgänger/innen, die weiterhin die aktuelle Arbeitsregion bevorzugen, begründen dies mit den dortigen besseren Karriereaussichten.

Informalität

Ein weiteres Merkmal von Räumen der Grenze, das mit empirischen Befunden illustriert werden kann, betrifft die Dimension der Informalität. Sie spiegelt sich in sozialen Praktiken wider, die einer Bottom-up-Dynamik folgen und sich in eine informelle Logik einschreiben. Dazu zählen Praktiken im Rahmen der Stellenfindung, der Vergemeinschaftung und im Umgang mit interpretativen Unbestimmtheiten. Zwei Fünftel der befragten Grenzgänger/innen geben an, ihren aktuellen Arbeitsplatz über persönliche Kontakte gefunden zu haben. Dazu zählen Hinweise von Freunden, Bekannten und Familienmitgliedern, die bereits als Grenzgänger/innen arbeiten oder gearbeitet haben. Dieser Befund unterstreicht die Rolle von sozialen Netzwerken – als Teil von sozial-strukturellen Bedingungen¹⁶ – für den Transfer von Mobilitätswissen. Die informelle Logik solcher Netzwerke, die ab einer bestimmten kritischen Masse ihre Wirkung entfaltet, nutzen Unternehmen zur Einstellung von Arbeitskräften. So berichtet der Direktor eines Luxemburger Pflegeheims:

Wir haben damit [Rekrutierung von qualifiziertem Personal] kein Problem. Ich finde, Deutsche sind da sehr schlau. Die haben da so eine Mund-zu-Mund-Propaganda. Wenn man einen neuen Mitarbeiter einstellen möchte, dann sollte man den Deutschen, die im Haus arbeiten, das mitteilen, und ich habe selten erlebt, dass es mehr als zwei oder drei

¹⁶ Je nach Erkenntnisinteresse können soziale Netzwerke ebenso als Teil von physisch-materiellen Bedingungen untersucht werden.

Tage gedauert hat, und die Leute kamen zu mir und sagten: Ich kenne hier einen, ich kenne dort einen, der wäre interessiert ... da haben wir wirklich kein Problem. [...] Leitungspersonal finden wir auf diese Art und Weise nicht, aber für Mitarbeiter mit normaler Qualifikation geht das so sehr gut.

Wenn auch stärker formalisiert als lose soziale Netzwerke, lassen sich ebenso Grenzgängervereine als eine von Informalität geprägte Vergemeinschaftungspraxis qualifizieren. Grenzgängervereine zählen zu den sozial-strukturellen Bedingungen von Räumen der Grenze und repräsentieren einen spezifischen Soziabilitätsort der Pendler/innen. Sie sind besonders in Frankreich verbreitet und stellen Organisationen zur Selbsthilfe dar, die von Grenzgängern ins Leben gerufen wurden.¹⁷ Erste Formen dieser Interessensvertretung entstanden in der Grossregion vor ca. vierzig Jahren, als die Belange der Grenzgänger/innen nur sporadisch von der europäischen Sozialgesetzgebung berücksichtigt wurden und die nationalen Gewerkschaften noch wenig für die Pendler/innen ausrichten konnten. Viele Grenzgängervereine existieren daher bereits seit Jahrzehnten, wie beispielsweise das *Comité de Défense des travailleurs frontaliers de la Moselle*, das 1977 gegründet wurde und heute 8000 Mitglieder zählt. Obwohl innerhalb einiger grosser nationalen Gewerkschaften *sections* eingerichtet wurden, die für Grenzgängerfragen zuständig sind, werden Grenzgängervereine nach wie vor gegründet.

Eine weitere Vergemeinschaftungspraktik, die stärker von Informalität gekennzeichnet ist, ermöglichen bestimmte Internetforen und -portale für grenzüberschreitende Pendler/innen. Mittels dieser Infrastrukturen können sich Grenzgänger/innen über Aspekte von Räumen der Grenze austauschen, wie etwa über Fragen der Besteuerung, Rente, Mehrsprachigkeit, Diskriminierung, des Arbeitsrechts, des Verkehrs etc. Daneben konstituieren die Forendiskussionen einen bisher wenig bearbeiteten Analysekörper zur Rekonstruktion von grenzgängerischen Praxislogiken und Mobilitätswissen. Eine der in der Grossregion bekanntesten Plattformen, www.lesfrontaliers.lu, wurde vor etwa einem Jahrzehnt von zwei französischen Grenzgängern zur informellen Vergemeinschaftung eingerichtet. Nachdem die deutsche Version, www.diegrenzgaenger.lu, folgte, zählte die Plattform nach drei Jahren bereits zu den am meisten konsultierten Webseiten in Luxemburg. Aufgrund des Erfolgs wurde sie im Jahr 2008 von einem Medienunternehmen aufgekauft und weiter professionalisiert. Auch wenn damit die Informalität dieser Vergemeinschaftungspraktik in Zweifel gezogen werden kann, repräsentiert die Plattform einen identitätsstiftenden Soziabilitätsort und wichtigen Wissensraum für Grenzgänger/innen in Luxemburg.

17 Vgl. Philippe Hamman, *Les travailleurs frontaliers en Europe. Mobilités et mobilisations transnationales*, Paris: L'Harmattan, 2005.

Unter dem Aspekt der Informalität ist weiter auf das praktische Wissen von Grenzgänger/innen einzugehen. Es wird nicht formal-explizit erworben, sondern es konstituiert (und artikuliert) sich in der Auseinandersetzung mit der physisch-materiellen Umwelt. Damit ist sozialen Praktiken ein informell-implizites Know-how inhärent, das zum Beispiel in Situationen interpretativer Unbestimmtheit wirksam wird. Solches Wissen wurde am Arbeitsplatz von Grenzgänger/innen rekonstruiert, die mit einer anderen Nationalität als der eigenen eng zusammenarbeiten. Das praktische Wissen im Umgang mit sozialer Kontingenz, das als Mobilitätswissen betrachtet werden kann, fächert sich empirisch in vier Strategien auf. Eine *Dominanzstrategie* zeichnet sich dort ab, wo Grenzgänger/innen von der Überlegenheit vertrauter und routinierter Praktiken ausgehen. Sie setzen die vermeintlich richtigen Praktiken in der Interaktion durch und dominieren das Gegenüber. Daneben ist bei Grenzgänger/innen die Identifikation von unvertrauten und abweichenden Praktiken beim Gegenüber auszumachen, die bereitwillig übernommen werden. Diese *Assimilationsstrategie* wird zumeist aus pragmatischen Gründen gewählt, wie ein in einer Bank beschäftigter Grenzgänger erklärt:

Dass die Franzosen anders kommunizieren, war für mich neu. Ich hatte vor dieser Stelle eine Führungsverantwortung von ungefähr 25 Personen, aber das waren Deutsche und Luxemburger – also deutschsprechende Personen. Dort hatte ich einen ganz anderen Führungsstil angewandt als bei meiner jetzigen Firma. Oder umgekehrt: Ich musste meinen Führungsstil den aktuellen Gegebenheiten anpassen und einsehen, dass das, was ich vorher getan hatte, jetzt nicht unbedingt mehr so gefragt ist. Das heißt konkret, ich muss mehr dirigieren, mehr anweisen, weniger konzentrieren, weniger um Meinungen fragen, sondern Meinungen vorgeben. Ich muss eine klare Linie vorgeben, da das erwartet wird. Da musste ich mich erst einmal anpassen, denn mein Führungsstil geht eher ins Demokratische rein, und ich lasse auch gerne Freiraum, wenn's denn funktioniert. Ich bevorzuge auch direkte und offene Kommunikation, das ist nur in diesem Umfeld nicht gefragt. Das ist anders.

Ein weiterer Umgang mit den beim Gegenüber identifizierten unvertrauten und abweichenden Praktiken besteht in der respektvollen Akzeptanz von Abweichung. Diese *Divergenzstrategie* beruht auf der Überzeugung der Nichtvereinbarkeit von Differenzen und auf der Fokussierung auf gemeinsam geteilten Routinen. Eine komplexere Strategie ist bei nur wenigen Grenzgänger/innen zu beobachten, die unvertraute und abweichende Praktiken beim Gegenüber identifizieren, diese als gleichrangig einzuordnen und mit den eigenen Praktiken intelligent verknüpfen. Diese *Synthesestrategie* zielt darauf ab, vertraute und abweichende Praktiken synergieorientiert miteinander zu kombinieren. Davon berichtet ein Personalchef in einem luxemburgischen Unternehmen:

In der Zusammenarbeit merke ich dann immer, wie die Mentalitäten aufeinanderprallen, wie man schlussendlich mit dem Personal umgeht. Das macht die Sache aber nicht schlecht, weil beide Philosophien zueinander kommen, und man setzt die dann auf unsere eigene Art und Weise zusammen. Das eine hat Vorteile und das andere auch, genauso wie beide Richtungen Nachteile haben. Wir versuchen beide Philosophien zusammen zu bringen und so einen ‘luxemburgischen Weg’ zu finden.

Das von Grenzgänger/innen praktisch in Anschlag gebrachte Wissen wurde ideal-typisch vorgestellt; daneben sind weitere Strategien denkbar, die in der Interaktionspraxis aufgebrochen und sich wiederum zu neuem informellen Wissen verdichten können.

Kritische Schlussbetrachtung

Dieser Beitrag hat sich mit Multilokalität im Kontext des Grenzgängerwesens aus einer raumtheoretischen Perspektive auseinandergesetzt. Dabei interessierten die zu nationalen Grenzen querliegenden Verräumlichungen, die als Räume der Grenze thematisiert wurden. Sie bezeichnen Subjektpositionen mit ihren materialen und sinnhaften Rückbindungen in grenzüberschreitenden Bezügen. Einen empirischen Zugang zu Räumen der Grenze eröffneten soziale Praktiken, praktisches Wissen und ermöglichten wirkende physisch-materielle und sozial-strukturelle Bedingungen, wie sie durch das multilokal verwobene Subjekt angeeignet und manifest werden. Vor diesem Hintergrund haben sich *Persistenz* und *Informalität* als Merkmale von Räumen der Grenze herauskristallisiert, die abschliessend kritisch zu diskutieren sind.

Zunächst ist zu hinterfragen, welche empirische Reichweite die vorgestellten Merkmale besitzen, denn aufgrund der relativen Kleinräumigkeit, der Zirkularität, der Frequenz und der Motive ist im grenzüberschreitenden Pendeln bereits eine gewisse Dauerhaftigkeit und Stabilität angelegt, die als mobile Sesshaftigkeit umschrieben werden kann. Vor dem Hintergrund dieses «Sich-Einrichtens im Grenzübertritt» wird angeregt, die Merkmale *Persistenz* und *Informalität* im Kontext weiterer Räume der Grenze, wie sie etwa Saisonarbeiter/innen oder entsandte Manager/innen hervorbringen, empirisch auf den Prüfstand zu stellen. Des Weiteren wäre die synchrone Ebene zu verlassen und weiter zu fragen, welche empirische Reichweite die herausgearbeiteten Merkmale unter verschiedenen gesellschaftlichen Bedingungen beanspruchen können. Ausgehend davon, dass trotz üblicher Periodisierungen – die Multilokalität unter vormodernen Bedingungen oftmals negieren – sich Räume der Grenze «schon immer» rekonstruieren lassen, wären die Ausprägungen von *Persistenz* und *Informalität* diachron in den Blick zu nehmen. Schliesslich ist zur Diskussion zu stellen, wie die an einem spezifischen

Untersuchungsgegenstand gewonnenen Merkmale für die Mobilitätsforschung genutzt werden können. Vorgeschlagen wird, die Merkmale *Persistenz* und *Informalität* – ebenso wie *Konfliktnähe*, *Ambivalenz*, *Transdifferenz* etc. – in heuristische Kategorien zu überführen und für die Analyse weiterer Räume der Grenze fruchtbar zu machen. Dies ermöglicht nicht nur einen vergleichenden Blick auf Mobilitätsformen oder – wie oben angedeutet – auf Zeitperioden. Ebenso lenkt die inhaltlichen Kategorien orientierte Analyse den Blick verstärkt auf die Praktiken der Subjekte in ihrer Materialität und Sinnhaftigkeit, wie sie das Modell Räume der Grenze konzeptionell fasst.